literatur konkret

Nr. 21, 1996/97
DM 7,80

1996

Matthias Altenburg
Stefan Berkholz
Klaus Bittermann
Peter O. Chotjewitz
Christel Dormagen
Jürgen Elsässer
Christopher Emrich
Georg Fülberth
Günter Giesenfeld
Hermann L. Gremliza
Eckhard Henscheid
Gerhard Henschel
Gaby Hommel
Hermann Kant
Otto Köhler
Erwin Riess
Stefan Ripplinger
Jürgen Roth
Michael Rudolf
Heike Runge
Gerhard Scheit
Kay Sokolowsky
Oliver Tolmein
Horst Tomayer
Jastus Wertmüller
Rayk Wieland
Pit Wuhrer

Krieg und Literatur

Weltkriegssoldat Kurt Tucholsky: »Tötet das deutsche Militär und ihr habt eine deutsche Kultur«

in Literatur konkret 1996

Editorial

Nichts niemand nirgends nie von Kay Sokolowsky
Mit äußerster Präzision beschreibt der serbische Schriftsteller Aleksander Tisma die psychischen und physischen Verheerungen, die der Krieg hinterläßt

Suspekte Utopie von Kay Sokolowsky

Welt der parallelen Wahrheiten von Klaus Bittermann
Der jugoslawische Bürgerkrieg und die Medien im Sachbuch

Überleben im Krieg von Erwin Riess
Lawrence Sutin: Eine Liebe im Schatten des Krieges. Piper Verlag, München-Zürich 1996, 302 Seiten, 39,80 Mark

Eine Kindheit in Auschwitz von Heike Runge
In seinem »Roman eines Schicksallosen« beschreibt der ungarische Schriftsteller Imre Kertész den Holocaust aus der Perspektive eines 15jährigen Jungen

Tucholsky? Vakooft sich jut! von Stefan Berkholz
Zur bisherigen Editionspraxis des Rowohlt-Verlages anläßlich der Herausgebe von Tucholskys Gesamtwerk

»Die Juden sind verbocht« von Hermann L. Gremliza
Kurt Tucholsky in seinen Briefen der Jahre 1933 bis 1935 unter Überschriften des Jahres 1996, zusammengestellt und mit einem Nachwort versehen von Hermann L. Gremliza

Tucholsky und die Spätfolgen von Eckhard Henscheid

Staatlicher Naturzustand von Georg Fülberth
Yves Ternon: Der verbrecherische Staat. Völkermord im 20. Jahrhundert. Hamburger Edition, Hamburg 1996, 400 Seiten, 58 Mark

Ontologie der Gewalt von Gerhard Scheit
Zwei Neuerscheinungen beschwören den Mythos der Gewalt und des Fortschrittdenkens

Bei den Patriarchenteichen * von Peter O. Chotjewitz
Es gibt keinen besseren Kommentar zur Geschichte der Sowjetunion als Bulgakows Gesammelte Werke, die nun erstmals vollständig vorliegen

Ein SS-Mann schreibt Geschichte von Otto Köhler
Der Historiker Ulrich Herbert hat eine Biographie über Werner Best, eine Zentralfigur der NS-Vernichtungspolitik, veröffentlicht. Sie wirft ein Schlaglicht auch auf die bundesdeutsche Geschichtsschreibung über den Nationalsozialismus

Von Nürnberg nach Den Haag? von Oliver Tolmein
Die Nürnberger Prozesse können heute nur bedingt herangezogen worden, um ein Völkerrecht zu statuieren

Im »Zwielicht« von Rayk Wieland
Zu den gesammelten Briefen von Franz Jung

»ich bins!« von Stefan Ripplinger

Ronald M. Schernikaus Hauptwerk »legende« harrt noch immer der Veröffentlichung

Was soll man lesen? von Jürgen Roth
Max Horkheimer: Gesammelte Schriften, hrsg. v. Alfred Schmidt und Gunzelin Schmid Noerr. 18 Bände und ein Registerband, S. Fischer Verlag Frankfurt/Main. Bund 18: »Briefwechsel 1949-1973«, 1024 Seiten, 98 Mark

Gemischte Charaktere von Christel Dormagen
Rezensionen

Offenes Gedicht von Horst Tomayer
an den deutschen Soldaten Karlheinz in der Fremde

Grenzland Irland von Pit Wuhrer
Rezensionen

Literatur und Macht von Christopher Emrich
Rezensionen

Weg vieler Iren von Michael Rudolf
Rezension

Naßforsch und knochentrocken von Matthias Altenburg
Rezension

Ohne Finten von Gerhard Henschel
Rezension

Chappi im Chili con Carne von Hermann Kant
Rezension

Beiläufiger Rassismus von Günter Giesenfeld
Rezension

Volksfeinde von Justus Wertmüller
Rezension

Außenbilder von Gaby Hommel
Rezension

Anti-Goldhagen und Sonderweg von Jürgen Elsässer
Rezension

Literatur-Konkret 1996, S. 3

Editorial

Seit 1989 ist die Welt nicht eben friedlicher geworden, wie abzusehen war. Der Jugoslawische Bürgerkrieg, der Golfkrieg und zahlreiche regionale Konflikte produzierten aber nicht nur attraktive Fernsehbilder, sie erhöhten auch die Nachfrage nach einer Literatur, in der die Erfahrungen von Krieg und seinen Folgen aufgehoben sind. Realistische Literatur von heute ist, jedenfalls in weiten Teilen der Welt, Kriegsliteratur.

Für Deutschland trifft dies nicht zu. Zwar haben hier, 51 Jahre danach, Werke, die sich mit dem Zweiten Weltkrieg und dem Holocaust befassen, eine Art Konjunktur, doch bilden sie, gemeinsam mit der aktuellen Kriegen gewidmeten Literatur, nur einen kleinen Teil der Neuerscheinungen dieses Jahres. Den wichtigeren indes - und somit die Mehrzahl der in dieser Ausgabe von Literatur KONKRET vorgestellten Bücher.

Wenn der Krieg nicht Einzug in die Literatur hält, dann kann es sein, daß die Literaten in den Krieg ziehen müssen. Bislang haben nur die wenigsten von ihnen, als es soweit war, die Uniform ungern übergezogen. Die Herren auf den Fotos, mit denen dieses Heft gestaltet ist, sehen aus wie andere Mörder auch.

Literatur-Konkret 1996, S. 4

Kay Sokolowsky

Nichts niemand nirgends nie

Mit äußerster Präzision beschreibt der serbische Schriftsteller Aleksander Tisma die psychischen und physischen Verheerungen, die der Krieg hinterläßt

Die Ursachen des Krieges materialistisch zu deuten, hat etwas durchaus Beruhigendes. Der Explosion von Barbarei, die er entzündet, aufgeklärt zu begegnen, schafft nicht nur Abstand zur Propaganda, mit der die Feldherren ihn rechtfertigen, Abstand zum Geschwätz von Heldentum und Vaterland - es verschafft auch Distanz zum Wahnsinn des Geschehens.

Krieg, diese Eruption organisierten Terrors, auf das Kalkül des Fürsten zurückzuführen, der sein Reich und die Zahl seiner Zinsknechte vergrößern will, oder auf die Gier des Imperialisten nach globaler Marktdominanz, ist so richtig wie tröstlich. Denn wer den Krieg einmal durchschaut hat als letzte Konsequenz des Klassenstaates und seiner brutalen Gegensätze, der kann darauf hoffen, daß zugleich mit der falschen Gesellschaft auch der Krieg für immer überwunden und vergangen sein wird. Und vermag auf die Mahlströme aus Blut hinabzusehen, ohne zu resignieren und vor dem Krieg als einer »Art menschlichen Benehmens« in die Knie zu gehen.

Man darf nur nicht zu *genau* hinsehen. Der 1924 geborene serbische Dichter Aleksandar Tisma war, als verfolgter Zivilist und als Soldat der jugoslawischen Befreiungsarmee, so nah mit der »organisierten Gewalttätigkeit« konfrontiert, daß es ihm bis heute nicht gelungen ist, anders als moralisch über sie zu urteilen. Sein andauerndes Entsetzen vor dem Krieg macht es ihm unmöglich, die Schlachtfeste der Menschheit als gesellschaftliche Phänomene abzuhaken. In einem Vortrag, den Tisma 1995 im Rahmen einer Veranstaltungsreihe des Hamburger Instituts für Sozialforschung hielt, stellte er die zutiefst pessimistische These auf: »Wir haben, ebenso wie die Tiere, mit denen uns eine gemeinsame Vergangenheit verbindet, die Wut zum Vernichten des Feindes in unseren Instinkten ... « Daß er sich mit dieser Meinung der Hyänen-Ideologie der Nazis gefährlich nähert, kommt ihm gar nicht in den Sinn. Aber es ist ja auch nicht Abscheu vor der Aufklärung, wie bei diesen, die Tisma so denken läßt. Sondern sein bodenloses Grauen vor »dem Gebiet des ewigen Leidens der Menschen durch Gewalt«.

Obwohl es gute Gründe gibt, philosophische ebenso wie psychologische, gegen die Behauptung zu streiten, es stecke in den Menschen »ewige Kriegs- und Quälbereitschaft«, fällt es doch schwer, den Sadismus und Blutrausch, in die der Krieg seine Täter versetzt, die ungeheure Irrationalität, die er entfesselt, rational zu begründen. (My Lai oder Lidice sind durchaus nicht geeignet, eine hohe Meinung von der Menschheit zu haben; und mit dem Verweis auf chauvinistische oder rassistische Verblendung wird der Schwarze Peter nur weitergereicht.) Tismas Blick auf die Massaker, aus denen sich die Geschichte der Menschheit zusammensetzt, ist völlig gebannt von ihren Schrecken und seine Anthropologie im Grunde ein ohnmächtiger Versuch, diesem Bann zu entkommen.

Die letzte Konsequenz seiner Theorie wäre der Freispruch aller Kriegsverbrecher von ihrer Schuld - was kann Erich Priebke schon für seine »ewigen Instinkte«? -,und Gnade mit den uniformierten Mördern würde gerade der Moralist Tisma nicht dulden. Sein Hamburger Vortrag endet mit den Worten: »Das bleiben unauslöschliche Flecken auf dem Bildnis der Menschheit, Zeugnisse ihrer Verfehltheit, ihrer Ungelungenheit.« Es müßte ein besonders arroganter Kritiker sein, wer hier statt Verzweiflung bloß Misanthropie hört.

Das maßlose Leid, das Menschen anderen Menschen antun, sobald sie bewaffnet hinter einer Fahne hermarschieren, erschüttert Tisma zumal, weil es *Menschen* angetan wird. Und so widersprüchlich und riskant seine Theorie vom Krieg auch ist, so meisterhaft gelingt es seiner Prosa, über die Schlächter und die Opfer zu sprechen. Drei der vier Bücher, die bislang aus seinem umfangreichen Schaffen ins Deutsche übersetzt wurden, gehören zu einem fünfbändigen Zyklus, der, so Tisma selbst, »einen Hauptplatz in meinem Werk eingenommen hat ... (Sie) handeln vom Krieg und der multinationalen Gesellschaft in Jugoslawien, und diese Einheit hat sie zum Schwerpunkt meines Werkes gemacht.«

Der Novellenband *Die Schule der Gottlosigkeit,* die Romane *Der Gebrauch des Menschen* und Das *Buch Blam* (noch nicht in Deutschland veröffentlicht wurden *Der Ka*po und *Glaube und Verschwörung)* beschreiben mit unerträglicher Präzision die Verwüstungen, die psychischen und physischen Verheerungen, die der Krieg hinterläßt. Konzentriert auf die Hauptstadt der Wolwodina, Novi Sad - die während des Zweiten Weltkriegs von den Ungarn, unter deutscher Aufsicht, okkupiert wurde -, setzt Tisma der Unmenschlichkeit, *Unpersönlichkeit,* mit der die Kriegsmaschine ihre Opfer produziert, die hochdetaillierten Leidensgeschichten seiner Figuren entgegen. Angst und Agonie lassen sich nicht addieren, daran erinnern seine Kriegs-Bücher mit drückender Intensität: Der Schmerz nur eines Gefolterten, eines Gemordeten ist kein kleinerer »Fleck auf dem Bildnis der Menschheit« als der von sechs Millionen. Doch immerhin einer, der sich darstellen läßt, während vor dem unfaßbaren Grauen der Massenvernichtung, das durch den Einzelfall scheint, jede Sprache versagt.

In der Erzählung »Die schlimmste Nacht« beschreibt Tisma die letzten Stunden eines Mannes vor seiner Deportation ins Konzentrationslager. Dieser winzige Ausschnitt der Shoah enthält sie schon ganz: »... nach dieser Nacht wird es keine

andere mehr geben, man wird sie abtransportieren, und ihre Schreie wird niemand mehr hören.« Im *Buch Blam* schildert Tisma, wie vor der Synagoge von Novi Sad, wo die jüdischen Bürger zusammengetrieben worden sind, ihre verlassenen Hunde warten und sich »in ihrer Begriffsstutzigkeit und tierischen Vertrauensseligkeit« auch von den Fußtritten und Kolbenhieben der Bewacher nicht vertreiben lassen. Vier Tage später, beim Abmarsch zum Bahnhof, sehen sie ihre Herren wieder.

»... bald war die Judengasse von fröhlichem Gebell und einschmeichelndem Winseln erfüllt ... Während der Wartezeit vor dem Verladen ... hatten die Hunde noch einen schönen Augenblick: sie stießen ihre Schnauzen gegen die Körper ihrer Herren und bekamen ein paar aufgesparte Happen. Dann blieben sie allein zwischen den Schienen. Ein Weilchen liefen sie dem Zug nach, dann gaben sie auf, weil sie den vertrauten Geruch nicht mehr witterten. Sie sahen verwundert auf die Felder und Gräben, zwischen die sie geraten waren ... und trollten sich einer nach dem anderen in Richtung Stadt.« Ich habe noch keine Szene gelesen, die ergreifender paraphrasiert, was Auslö*schung* wirklich bedeutet.

Tisma liebt seine Figuren nicht, dazu ist er ein zu großer Dichter; er respektiert sie. Das macht den bestürzenden Realismus seiner Prosa aus: Die Opfer werden durchaus nicht als Heilige präsentiert, sie sind unedel, eitel, manchmal vulgär, bereit, all ihre Prinzipien zu verraten, wenn es ihnen die Haut retten könnte. Das Leben, das ihnen aus reiner Vernichtungswut genommen wird, hat ihnen zwar mehr Tristesse als Glück beschert, aber es war doch immerhin ein Leben, es bot selbst im dumpfesten Augenblick die Option auf bessere Stunden und, mehr noch, schieres Da-Sein. »Ist es denn möglich«, fragt sich der Todeskandidat in »Die schlimmste Nacht«, »daß all das verschwindet? Dieses empfindliche, einzigartige, nur jetzt und hier und in dieser Struktur existierende Gewebe, das eine Realität, eine Präsenz verkörpert, ohne die diese Welt nicht so wäre, wie sie ist, ohne die sie für ihn gar nicht da wäre?«

Das Buch Blam, 1972 entstanden, präsentiert einen Helden, der nicht im Ansatz einer ist. Miroslav B1am, getaufter Jude, verheiratet mit einer Christin, entkommt der großen Razzia von Novi Sad, der *1.400* serbische und jüdische Einwohner *1942* zum Opfer fielen, dank der Hilfe eines Bekannten, der mit den Besatzern kollaboriert. Als er wenige Jahre später Zeuge wird, wie sein Rettet Popadic von der Befreiungsarmee zur Exekution abgeführt wird, rührt Blam keinen Finger, ihm zu helfen; er bleibt »mit einem Ausdruck der Verblüffung zurück, in dem sich Bedauern und Erleichterung« mischen. Dagegen wagt er es nur in seinen Tagträumen, den Denunzianten, der seine Eltern bei der Razzia verriet, zu jagen und derselben Strafe wie Popadic zuzuführen.

Aber Blam ist kein Feigling. Sondern einer, der, noch ehe er Gelegenheit bekommen hat, über den Lauf seines Lebens zu entscheiden, zum nackten Überleben gezwungen wird. Seine Strategie gegen die Häscher und Henker heißt Unauffälligkeit; er muß sich totstellen, um nicht getötet zu werden, »er hörte auf, irgend etwas zu sein, er wurde ein Nichts«, und diese furchtbare Deformation nimmt er mit in den Nachkrieg. Unerbittlich demonstriert *Das Buch Blam,* wie die sinnlose Gewalt denen, die sie bedroht, wenn schon nicht ihr Leben, so doch den Sinn ihres Lebens raubt. Blam fühlt sich schuldig, weil er überlebt hat, und die Spuren vernichteter Existenz, die er bei seinen Streifzügen durchs befreite Novi Sad findet, erscheinen ihm wie stumme Vorwürfe, daß es nicht auch ihn getroffen hat.

Zum Schluß des Romans glaubt Blam, einen Weg aus seiner Not gefunden zu haben: Weil er nicht fassen kann, daß die Menschen, die er liebte, für nichts als einen Wahn aus der Welt entfernt wurden, erhebt er diesen Wahn zur Vernunft der Welt. Und darum wünscht er sich, ebenso grundlos wie seine Familie und seine Freunde liquidiert zu werden: »Diesmal wird er ... den Kreis schließen, den er eigenmächtig unterbrach: er wird es zulassen, daß ein Mord geschieht, der geschehen muß, er wird einen weiteren Mord, einen weiteren Mörder ... enthüllen, in einem Menschen, von dem man das sonst nicht gewußt hätte, der es vielleicht selbst nicht gewußt hätte ... «

Das Buch Blam ist aus lauter disparaten Textstücken montiert; der innere Monolog des lebenden Toten wird laufend unterbrochen von knappen historischen Abrissen, Momentaufnahmen aus der Vorkriegs- und Besatzungszeit, Dokumenten, Briefen und von Nachrufen auf Gemordete, von denen in der Wirklichkeit nicht einmal eine Erinnerung geblieben ist. Dem totalen Krieg der Nazis gegen die Welt, diesem Unternehmen zur Ausmerzung aller Differenzen und Ambivalenzen, zur Schaffung eines Universums, in dem es nur mehr eine Wahrheit gibt, nämlich die Lüge, und nur eine Realität, den Tod - dieser destruktiven Gier nach dem *Ganzen* begegnet Tisma, indem er die Skizze und das Fragment zu seinem ästhetischen Programm erklärt.

Mit dem Verzicht auf eine lineare Chronologie, mit seinen Stilbrüchen (auf die im biblischen Ton erzählte »Genealogie der Blams« folgt ein Alptraum, der wie ein Stück von Kafka klingt) und mit einem »Helden«, der den Schlächtern entkam und sich verflucht, weil er es »versäumt« hat, sich ermorden zu lassen - mit seinen ostentativen Regelverstößen holt *Das Buch Blam* jenen Akt des Widerstandes nach, den nicht gewagt zu haben Miroslav Blam maßlos bereut. Und ist zugleich das Kondensat seiner Ohnmacht, hilflos und verwirrt wie er, der den vernichteten Leben ein Andenken bewahrt, ohne an der Realität ihres Todes etwas ändern zu können, und sich aufgibt, weil er »den vertrauten Geruch nicht mehr« wittert.

Der Gebrauch des Menschen, 1980 in Belgrad veröffentlicht, kennt überhaupt keine »Helden« mehr. Erzählt werden parallel gleich mehrere Biographien, die lose miteinander verbunden sind durch die klägliche Person des »Fräuleins«, einer

Nachhilfelehrerin, die über ihre Illusionen das Leben selbst vergaß, und durch den Terror, den die Deutschen über Novi Sad verhängten. Immer wieder beginnt Tisma von neuem, mit Auflistungen vernichteter Existenzen; sein Roman ist eine einzige Exposition: Denn es geht hier um Menschen, deren Leben abrupt beendet oder in Bahnen gelenkt wurde, die sie aus eigenem Willen niemals betreten hätten.

Vera Kroner zum Beispiel, die als »Feldhure« der Gaskammer knapp entronnen ist, kehrt heim und erkennt sofort, daß sie nie wieder irgendein »Heim« haben wird. Sie will neu anfangen und ahnt doch gleich, daß sie genau das nicht mehr kann. Sie empfindet den Kontakt mit anderen Menschen »wie einen Stacheldrahtverhau zwischen sich und der Luft, zwischen sich und der Welt und ihren Bedeutungen«. Kurz nachdem sie das Beitrittsformular für den Kommunistischen Jugendverband ausgefüllt hat, nimmt Vera sich den Zettel wieder vor und tilgt »mit dicken Tintenstrichen jedes Wort. jetzt reihen sich hinter den Fragen nur kürzere oder längere Linien, alles Nullen. Vor- und Zuname: Null. Name des Vaters: Null. Vor- und Mädchenname der Mutter: Null. Tag, Monat und Jahr der Geburt: Null.« Erst die Begegnung mit einem alten Bekannten, den sie tot geglaubt hat wie alle, die ihr einmal nahestanden, gibt ihr Identität, d.h. ein Gefühl von Identität zurück.

Sredoje Lazukic war Schüler jenes »Fräuleins« wie Vera, wurde zum Kollaborateur wider Willen, dann zum Partisanen; aber der Krieg, dieser »Gebrauch des Menschen«, der alle, die er nicht auffrißt, wenigstens seelisch verstümmelt, indem er sie für seine Zwecke zurichtet, hat auch Sredoje versehrt. Unfähig, andere Menschen zu lieben oder bloß als Menschen wahrzunehmen, gibt er sich wie besessen der blanken Geilheit hin und verführt jede Frau, die in seine Nähe gerät. »Befriedigt war er indes nicht, die Monotonie fraß an ihm. Er hatte das Gefühl, sein Leben sei am Ende und ihm bleibe nichts übrig, als sich zu wiederholen.« Er verfällt in Apathie, trinkt und wartet, »behext von seiner Unschlüssigkeit«, auf »irgendeine überraschende Lösung«. Das unverhoffte Wiedersehen mit Vera Kroner wirkt auch auf ihn wie eine Erlösung.

Sie versuchen, miteinander zu leben; und für einige Zeit gelingt ihnen sogar eine Illusion von Glück. Doch diese beiden untröstlichen Menschen, die der Krieg aus ihrer alten Welt gerissen hat und die keinen Weg zurück in den Frieden finden, werden bald wieder eingeholt von der Vergangenheit. Das »Fräulein«, bei dem sie einst Deutschstunden nahmen, führte ein Tagebuch; auf ihrem Sterbebett, kurz vor Kriegsausbruch, bat Anna Drentvedsek ihre Lieblingsschülerin, das Buch zu verbrennen. Aber Vera gehorchte nicht und bewahrte es auf. Und obschon der Krieg alles vernichtete, was ihr und Sredoje etwas bedeutete, hat er dieses Journal. verschont. Sie lesen gemeinsam darin, »wundern sich über seine Kürze ... über die Verdichtung ganzer Jahre in einem einzigen Schrei«.

Dies, der kümmerliche Rest der armen Anna Drentvensek, ist auch das letzte Relikt ihrer Jugend, und als Vera und Sredoje, die keine Zukunft haben, weil sie ja nicht einmal in die Gegenwart finden, sich trennen, erfüllen sie den letzten Wunsch des »Fräuleins«. Sie verbrennen das Tagebuch ' das so wenig in die Welt mehr paßt wie sie: »Übrig bleiben Glut und Asche.« Damit endet der Roman.

Tismas Bücher lassen weder ihren Protagonisten noch ihren Lesern einen Ausweg; seine Prosa, die Szenen der Qual und des Sterbens mit einer Genauigkeit und Kraft beschreibt wie seit Kafkas »Strafkolonie« nur wenige Texte, hat keinen Raum für eine Utopie oder auch bloß eine vage Hoffnung. Die absolute Negation, der Tod, herrscht über diese Literatur, und ihre Lektüre hinterläßt einen hilflos und sprachlos wie Milinko Bdzic in *Der Gebrauch des Menschen:* »... Patient eines Krankenhauses für namenlose Soldaten ... Ohne Arme und Beine, ohne Augen, mit zerstörten Trommelfellen und Stimmbändern, bis zum Hals verhüllt von einer Decke, unter der ein Gummischlauch zu einem Gefäß am Boden führt ... er weiß nichts: weder wo er sich befindet, noch wie er hierhergelangt ist, noch warum er sich überhaupt irgendwo befindet.«

Aleksandar Tisma hat in Hamburg prophezeit, daß die Menschheit sich noch bekriegen wird, wenn sie schon längst den Kosmos kolonisiert hat. Es fällt nicht nur schwer, wie gesagt, dem Pessimismus eines Mannes zu widersprechen, der über das Grauen und die »Ungelungenheit« der Menschheit so machtvoll Zeugnis ablegt wie Tisma. Es ist, nach der Lektüre seiner Bücher, fast unmöglich.

Aleksandar Tisma: *Die Schule der Gottlosigkeit.* Deutsch von Barbara Antkowiak. Carl Hanser Verlag, München 1993, 152 S., 29,80 Mark (auch als dtv-Taschenbuch erhältlich)

ders.: Der *Gebrauch des Menschen.* Deutsch von Barbara Antkowiak. Carl Hanser Verlag, München 1991, 336 S., 39,80 Mark (auch als dtv-Taschenbuch erhältlich)

ders.: Das *Buch Blam.* Deutsch von Barbara Antkowiak. Carl Hanser Verlag, München 1995, 240 S.1 36 Mark

Literatur-Konkret 1996, S. 5

Kay Sokolowsky

Suspekte Utopie

Nicht vom Krieg, sondern von der Prostitution handelt Tismas Roman Die wir lieben. Der Beschluß des Hanser Verlags, statt Glaube und Verschwörung und Der Kapo dieses Werk zu veröffentlichen, ist um so bedauerlicher, da Die wir lieben nicht nur vom Umfang her eher bescheiden geraten ist. Die topographische Beschränkung Tismas auf die Kleinstadt Novi Sad, die seinen Kriegs-Büchern erst ermöglichte, von dem ungeheuerlichsten aller Verbrechen zureden - wird hier zur Beschränktheit, zur alters-melancholischen Heimatdichtung. Und die pseudofilmische Montage verschiedener Handlungsstränge - die Der Gebrauch des Menschen genial dazu nutzte, den Trümmern, die der Krieg geschlagen hat, eine analoge literarische Form zu verleihen - erinnert nun fatal an die Parallelschnitte von Seifenopern.

Die Geschichte der Huren von Novi Sad, ihrer Käufer und Kupplerinnen, 1990 entstanden, spielt zu Beginn der 50er Jahre. Das Gewerbe muß sich vor der Miliz in erbärmlichen Dachkammern und Hinterzimmern verstecken: Eine gedrückte, muffige Luft lastet auf dein Roman. Die Frauen verkaufen sich für ein Taschengeld (und ins lauer Not erwarten sie gar nicht mehr), die Freier bespringen ihre Erwerbungen aus purer Langeweile, Wut oder Besoffenheit.

Es ist eine sehr bedenkliche Archaik uni Die wir *lieben. Zwar* sympathisiert Tisma eindeutig mit den Prostituierten und ihrer Ohnmacht; und die Männergewalt, denen sie in ihren Mietbetten ebenso wie vor Gericht ausgesetzt sind, nennt er ohne Umschweife beim Namen. »Das hat etwas mit Jagdleidenschaft zu tun«, schreibt er z.B. über den Freier Spiler, und über einen fanatischen Staatsanwalt: »... hochrot und mit Schaumtröpfchen in den Mundwinkeln, peitschte er sie wie mit Ruten ... drang immer tiefer in ihr Schamgefühl ein.«

Aber gerade diese Deutlichkeit verdirbt das Werk. Die wir *lieben schlägt* vor lauter gutem Willen und Mitleidspathos immer wieder um in Kitsch. Die völlige Unfähigkeit des Dichters zu Ironie und Komik, die seinen Büchern über den Krieg zu ihrer fürchterlichen Wucht verhalf, liegt über dieser Erzählung schwer wie Blei. Zu drastisch, um eine Parabel, zu gleichnishaft, um eine Reportage abzugeben, gelangt der Text über sein Wohlwollen mit den Dirnen nie hinaus. Das primitive Milieu, das Tisma beschwört, wirkt nachgerade nostalgisch, wie ein wehmütiger Gruß aus jenen versunkenen Zeiten, als Prostitution noch ein Skandal gewesen ist, nicht die Hauptattraktion des Fremdenverkehrs. Und so erhebt sich *Die wir lieben* schließlich zu einer äußerst suspekten Utopie: Beba, ein Mädchen, das auf den ersten Seiten als schüchterne Novizin eingeführt wurde, erstrahlt im letzten Absatz des Romans als selbstbewußte Überhure, die entschlossen ist, »alle Rechte zu erobern«, die ihrem »Körper gebühren«.

Aleksandar Tisma: *Die wir lieben.* Deutsch von Barbara Antkowiak. Carl Hanser Verlag, München 1996, 160 Seiten, 39,80 Mark

Literatur-Konkret 1996, S. 7

Klaus Bittermann

Welt der parallelen Wahrheiten

Der jugoslawische Bürgerkrieg und die Medien im Sachbuch

Über die Geschichte der Kriegsberichterstattung hat die Münchener Publizistin Mira Beham ein ausgezeichnetes, sehr fakten- und aufschlußreiches Buch *(Kriegstrommeln)* geschrieben, das unbedingt lesen sollte, wer noch so etwas wie politisches Bewußtsein hat. Die Lektüre ist aufklärerisch im besten Sinne, auch wenn Mira Beham manchmal einen emphatischen Begriff von Wahrheit voraussetzt, als gäbe es einen objektiven, neutralen und einzig richtigen moralischen Standpunkt. Daß ein derartiger Wahrheitsbegriff nicht mehr existiert, zeigt Mira Beham selbst am besten am Beispiel des jugoslawischen Bürgerkriegs, wo die hinter den kriegführenden Fraktionen stehenden nationalistischen Interessen jeden einseitigen, für eine Seite Partei ergreifenden Bericht fragwürdig werden lassen.

Ähnlich wie John R. MacArthur in seinem 1993 erschienenen Buch *Die Schlacht der Lügen* untersucht auch Mira Beham Vorgänge, die hinter dem Kriegsgeschehen ablaufen, und beschreibt dabei ein Verfahren, welches die USA im Golfkrieg - als die Geschichte der irakischen Soldaten durch die Presse geisterte, die Babys aus ihren Brutkästen rissen und auf den Boden warfen - hervorragend vorgeführt haben: Wie ist die notwendige Akzeptanz der eigenen Bevölkerung herzustellen, um ungestört von möglichen Protesten einen Krieg führen zu können? Im jugoslawischen Bürgerkrieg wurden die bosnischen Muslime als Opfer aufgebaut, die PR-Agentur Ruder Finn machte den Vergleich mit Auschwitz salonfähig und schaffte es sogar, daß der einflußreiche »American Jewish Congress« in einem Brief an Clinton den Völkermord an den Juden mit dem Granatenbeschuß auf Srebrenica und Sarajewo vermengte.

Niemand scheint sich zu fragen, welche Interessen dahinterstecken, wenn im ehemaligen Jugoslawien immer mehr Geschichten von Opfern, Greueln, Massakern und Bluttaten in immer grellerem Licht in der Presse erscheinen, während in Ruanda von weit schlimmeren Ereignissen in den Nachrichten nur wenig zu erfahren ist. Statt dessen riechen auch die Intellektuellen plötzlich Lunte und ergreifen im Namen von Humanität und Menschenrechten Partei für den Krieg. Im Unterschied zu den Schriftstellern und Journalisten, die die Oberhoheit in den deutschen Medien haben, läßt sich Mira Beham keiner Kriegspartei zurechnen. Daß die serbische Soldateska grausame Verbrechen begangen hat, rechtfertigt sie nicht. Eben das aber wird ihr unterstellt, weil sie die Mythen auseinandernimmt, aus denen die bosnische Wirklichkeit besteht.

Dabei beruft sie sich auf einen Bericht des US-Oberstleutnants John E. Sray, der 1994 sechs Monate lang als Chef des UNPROFOR-Nachrichtendienstes in Sarajewo stationiert war und zu dem Befund kam, daß die Serben von Anfang an den Propagandakrieg gegen Izetbegovic verloren hatten: Die »bosnische Lobby« verdächtigte ihre Kritiker von vornherein als »Nazi-Sympathisanten. Ihre Holocaust-Vergleiche riefen mächtige Gefühle und Bilder hervor, existierten in diesem Fall jedoch nur in der blühenden Phantasie ... fehlgeleiteter Moralisten und unprofessioneller Elemente aus den Medien.« Diese Propaganda fiel im Westen auf äußerst fruchtbaren Boden und erreichte, daß sich das Bild von den Bosniern als unschuldige Opfer hartnäckig im Bewußtsein der westlichen Öffentlichkeit festsetzen konnte. Nichts erfuhr man in der Massenpresse davon, daß die bosnisch-muslimische Seite in Sarajewo für viele an Zivilisten begangene Verbrechen und schwere Massaker, die den Serben zugeschrieben wurden, selbst verantwortlich war, daß außerdem militärische Aktionen der Serben bewußt von den Bosniern provoziert wurden: »So hatten die Bosnier beispielsweise lange Zeit Artillerie am Kosevo-Krankenhaus in Sarajewo stationiert und von dort auf serbische Stellungen geschossen, um Gegenangriffe der Serben auf das Krankenhaus zu provozieren, was dann als ein Beweis serbischer Grausamkeit dargestellt werden konnte.« (Eine beliebte, schon von den Irakern im Golfkrieg benutzte Taktik, um den Gegner in öffentlichen Mißkredit zu bringen, was Saddam Hussein ja dann auch zumindest bei der deutschen Linken und der Friedensbewegung gelungen ist.)

Aufschlußreich ist auch Behams Beschreibung der propagandistischen Aktivitäten, die Tilman Zülchs Gesellschaft für bedrohte Völker als quasi ständige außenpolitische Vertretung für Izetbegovic in Deutschland entfaltete. Eine der letzten Taten des vom ethnischen Ausrottungsgedanken besessenen Zülch ist eine im Steidl Verlag (bei dem schon Roy Gutmans preisgekrönter und bluttriefender Reißer über die serbischen Konzentrationslager *Augenzeuge des Völkermords* erschienen war) herausgegebene kleine Broschüre mit dem Titel *Die Angst des Dichters vor der Wirklichkeit,* in der er »16 Antworten auf Peter Handkes Winterreise nach Serbien« versammelt, d.h. 16 in der Presse erschienene Verrisse vor seinen politischen Karren spannt. Wie »Bild« als Zentralorgan der freien Welt seinen Kampfauftrag darin sah, die DDR in Gänsefüßchen zu setzen, so schlicht sind auch die Einsichten von Tilman Zülch, der den »Augenzeugen« Handke in Anführungszeichen setzt, um niemanden im Unklaren darüber zu belassen, um was für einen es sich handele.

Von ähnlicher Qualität ist das *Schlachthaus* von David Rieff. »Berichte über den Völkermord der Serben an den bosnischen Moslems«, so beginnt das Buch, »waren dank des unermüdlichen Einsatzes einiger humanitärer Helfer und Journalisten bereits an die Öffentlichkeit gedrungen, doch schienen die meisten Menschen im Westen unfähig, sich der schrecklichen

Nachricht zu stellen.« Als selbstverständlich und wahr wird hier vorausgesetzt, was vielleicht erst zu prüfen wäre. Das *Schlachthaus* gehört zur Gattung der Opferliteratur, die auf die Empörungsbereitschaft des deutschen Mittelstandes setzt, der ein Faible für grausame Details hat, mit denen solche Bücher randvoll gestopft sind, weil sie dem bis auf die Knochen betroffenen Menschen die etwas anstrengendere Analyse von Macht, Staat und Verbrechen ersparen.

Daß sich ohne ethnische Schuldzuweisungen auskommen läßt, zeigt das Buch *Bruderkrieg. Der Kampf um Titos Erbe* von Laura Silber und Allan Little, die als Balkankorrespondenten für die »Financial Times« und die BBC seit Beginn des Konflikts in Jugoslawien tätig waren. Im Unterschied zu vielen deutschen Korrespondenten, die vor allem in Leidensgeschichten verpackte Belehrungen an die Leser a la Stiglmayer zu bieten haben, handelt es sich hier um Profis. Wer sich tatsächlich über Geschichte, Verlauf und Genese des Konflikts informieren will, wird in diesem Buch detailliert aufgeklärt. Eine hervorragende Recherche und exzellente Reportage, die eine fünfteilige Fernsehproduktion von Norma Percy, Paul Mitchell und Angus Macqueen begleitete und erstaunliches, zum Teil geheimes und unbekanntes Material sowie Hunderte meist verblüffend offener Interviews mit den Akteuren und Verantwortlichen präsentiert.

Film und Buch haben sich von einer Erkenntnis leiten lassen, die ganz entscheidend zur Qualität der beiden Produktionen beigetragen hat: »Wer im ehemaligen Jugoslawien arbeitet, betritt eine Weit der parallelen Wahrheiten. Wo man auch hinkommt, trifft man auf dieselbe unerschütterliche Gewißheit, daß an allem, was der Region zugestoßen ist, immer jemand anderer die Schuld trägt, aber nie die eigene Seite. Der Krieg hat jeden Ansatz zur Selbstüberprüfung, den die Serben, Kroaten, Moslems und Slowenen einmal besessen haben mögen, restlos ausgelöscht. jede Nationalität hat sich ihre separate Orthodoxie zurechtgelegt, in der sie ausschließlich das Opfer und nie der Täter ist.« (Vergleichbar ist in dieser Hinsicht höchstens das sehr verdienstvolle Buch *Chaos Jugoslawien. Historische Ursachen, Hintergründe, Perspektiven* von Dorothea Razumovsky von 199 1, bzw. die aktualisierte Neuausgabe von 1993.)

Am stärksten wirkt das Buch *Bruderkrieg* in seinen deskriptiven Passagen, aus denen das Buch fast ausschließlich besteht; es wird schwächer, wenn es sich in Vermutungen darüber ergeht, daß der Kommunismus nationalistische Gefühle unterdrückt und deshalb sogar noch verstärkt hätte, was eine immer wieder zu hörende, aber falsche Annahme ist. Sie impliziert nämlich, daß der Kommunismus vielleicht doch etwas mehr Nationalismus hätte zulassen sollen, also genau das, was ihn letztlich schon lange vor dem Zusammenbruch des Ostblocks überflüssig gemacht hätte. Abgesehen davon, daß alle historischen Annäherungen zwischen den beiden Weltanschauungen, die es ja reichlich gab, nie dazu beigetragen haben, den Kommunismus attraktiver zu machen. Bis auf diese sehr zaghaften Versuche haben Silber und Little jedoch nicht den Anspruch, die Nationalisierung der Massen zu erklären, die sie von ihrem Ansatz her auch gar nicht erklären könnten, weil sie ausschließlich auf der Ebene der politischen Begebenheiten und der politisch Handelnden bleiben. Ihr großes Verdienst ist es, durch die minutiöse Nachzeichnung der Ereignisse die Konflikte transparent und verständlich gemacht zu haben.

Was der *Bruderkrieg* nicht zu leisten imstande ist, das hat Ernst Lohoff in *Der dritte Weg in den Bürgerkrieg. Jugoslawien und das Ende der nachholenden Modernisierung* in Angriff genommen. Indem er die »politische Okonomie des Bürgerkriegs« untersucht, findet er plausible Gründe für die Regression ins Nationalistische, denn die patriotische Gesinnung hat immer dann Konjunktur, wenn die Währung und damit der Lebensstandard sinken. Vor allem in den letzten Kapiteln des Buches beschreibt Lohoff eindrucksvoll, in welch hoffnungslosem und desolatem Zustand sich die jugoslawische Wirtschaft schon lange vor Ausbruch des Bürgerkriegs befand. Zum Beispiel, daß sich 1989/90 die Bekämpfung der Inflation durch die Regierung Markovic als Zugeständnis an den IWF sowie ein verhängter Lohnstopp wie eine »wirtschaftspolitische Chemotherapie« auswirkten, die genauso verheerend war »wie die bekämpfte Krankheit« und zur Folge hatte, daß die Industrieproduktion um *21* Prozent zurückging, das Bruttosozialprodukt sich landesweit um *12* Prozent verringerte, die Arbeitslosigkeit auf 18,8 Prozent stieg und die Exportwirtschaft Einbußen bis zu 74 Prozent hinnehmen mußte. Hinter den horrenden Zahlen kommt der rapide Verarmungsprozeß der Bevölkerung zum Vorschein, deren Geldreserven entweder direkt vom Staat abgeschöpft oder von der Inflation dahingerafft wurden. Daß die Leute unter diesen Bedingungen sich an die Versprechungen der Politiker klammerten wie an einen Strohhalm, kann nicht verwundern.

So richtig und wichtig dieser fast überall vernachlässigte Aspekt in der Literatur über Jugoslawien ist, so dürftig allerdings ist das Material, auf das sich der Autor beziehen kann, denn allgemein zugängliche und verifizierbare Daten gab es um so weniger, je mehr die ausgeplünderte und desolate Ökonomie Realität wurde. In einer Fußnote weist Lohoff darauf hin, daß die Darstellung der Ereignisse ab *1991* deshalb ausschließlich auf journalistischen Arbeiten beruht; wobei er aus der Not eine Tugend zu machen versucht, indem er sich darauf konzentriert, »die Logik der Sache zu entwickeln« und »aus der Extrapolation der Ausgangsbedingungen gewisse Rückschlüsse auf den Fortgang der Zerfallsprozesse zu ziehen«. Ohne Daten ist das mit der »Extrapolation« jedoch so eine Sache, und man gewinnt manchmal den Eindruck, als ob er den Mangel an Fakten durch forsches Auftreten kompensieren müßte, indem so ziemlich jeder Autor, der über Jugoslawien geschrieben hat, erfährt, wie dämlich er sei. Lohoff reflektiert auch nicht, daß beispielsweise ein Buch über die Medienberichterstattung in Jugoslawien nicht unbedingt den Anspruch hat, die Krisenwirklichkeit zu erklären, so daß mithin der Vorwurf des »negativen Nationalismus« ziemlicher Blödsinn ist, wenn einer die Außenpolitik Genschers und

Kinkels kritisiert. Dieser beckmesserische und rechthaberische Ton macht die Lektüre manchmal etwas mühselig. Die ausgezeichnete Idee, die politische Ökonomie in die Diskussion zurückzuholen, wird dadurch leider nicht besser, vielmehr merkt man ihr ein bißchen an, daß sie ursprünglich in einem Aufsatz der Zeitschrift »Krisis« entwickelt worden war und dort vielleicht doch etwas besser zur Geltung kam als im Buch.

Aus der Perspektive eines ehemaligen Beteiligten analysiert Zeljko Vukovic die Ereignisse auf dem Balkan. Er hatte in Sarajevo für die Belgrader Zeitung »Borba« gearbeitet und war bis *1992* Vorsitzender des bosnischen Journalistenverbandes. Weil man seine Artikel in nationalistischen Kreisen nicht mochte, wurde er von allen drei Bürgerkriegsparteien bedroht und ins Exil nach Norwegen getrieben. Aufmerksamen Beobachtern der Diskussion über Jugoslawien ist der vom Dietz-Verlag rufmordschädigend als »Querdenker« angepriesene Vukovic bereits bekannt geworden durch Artikel z.B. über den moslemischen Hintergrund Izetbegovi&, der im Westen das multikulturelle Prinzip verkörpert. In *Einstürzende Festungen* versucht sich Vukovic ebenfalls an einer Erklärung des Auseinanderdriftens der Jugoslawen in Volksgruppen und entdeckt einen Ansatz des Übels darin, daß Jugoslawien als ein »Staat der Völker« proklamiert wurde und nicht als ein »Staat von Bürgern, die unter anderem auch verschiedene Nationalitäten haben konnten. Statt Nationalgefühl oder die nationale Zugehörigkeit zur Privatsache zu machen, wurde sie zur Grundlage der Staatlichkeit.« Solange das titoistische System es jedoch verstand, einen bescheidenen Wohlstand zu garantieren, spielte die Volkszugehörigkeit keine Rolle.

Der jugoslawische Wohlfahrtsstaat hatte überaus arbeitnehmerfreundliche Seiten, die nicht nur in sozialer Absicherung und kostenlosem Krankenschutz bestanden, sondern auch die anarchistischen Neigungen des Krankfeierns und der Arbeitssimulation begünstigten. »Wie sehr ich doch dieses Regime mag - das Geld kam, während ich lag«, lautete ein gängiger Spruch in der Arbeiterklasse. Im Unterschied aber zu ihren italienischen Kollegen, die die Arbeitsverweigerung zu einem Mittel des Arbeitskampfs machten, brachten die jugoslawischen Arbeiter den Staat damit tatsächlich zu Fall, auch wenn es noch ein langer Weg war, bis die »finanziellen Transfusionen« aus dem Ausland aufgebraucht waren und das System seine eigene Substanz verzehrt hatte. Die Folgen des Zerfalls des jugoslawischen Staatengebildes hatten jedoch mit einem emanzipatorischen Prozeß der Aufhebung nichts mehr zu tun. Vukovic versteht es vor allem in den langen zwei Kapiteln am Anfang sehr gut und genau, die für den Bürgerkrieg entscheidenden Momente der Nationalisierung herauszuarbeiten, die bereits in Titos Jugoslawien angelegt waren. In den späteren allerdings kurzen Kapiteln über Europa und die neue Weltordnung wird er leider schwammig und faselig. »Die Welt wartet auf einen neuen Willy Brandt«, meint er, und das ist ein bißchen dürftig oder gibt, in den Worten Vukovic, »Anlaß zu Pessimismus«.

Mira Beham: *Kriegstrommeln. Medien, Krieg und Politik. dtv,* München *1996, 256* Seiten, *28* Mark;

David Rieff: *Schlachthaus. Bosnien und das Versagen des Westens.* Luchterhand, München *1995, 338* Seiten, *39,80* Mark

Laura Silber, Allan Little: *Bruderkrieg. Der Kampf um Titos Erbe.* Styria, Graz, Wien, Köln *1995,463* Seiten, *49* Mark.

Ernst Lohoff. *Der dritte Weg in den Bürgerkrieg. Jugoslawien und das Ende der nachholenden Modernisierung.* edition krisis bei Horlemann, Bad Honnef *1996, 200 S., 24* Mark

Literatur-Konkret 1996, S. 10

Erwin Riess

Überleben im Krieg

Lawrence Sutin: Eine Liebe im Schatten des Krieges. Piper Verlag, München-Zürich 1996, 302 Seiten, 39,80 Mark

Ende der 20er Jahre besucht die aus wohlhabendem Haus stammende Rochelle die Grundschule im ostpolnischen Stolpce. Rochelle ist Jüdin. Vom ersten Schultag an wird sie beschimpft, Mitschüler werfen Steine nach ihr, manchmal wird sie verprügelt. An christlichen Feiertagen ziehen Prozessionen durch die Stadt, die Juden von Stolpce verstecken sich in ihren Häusern. Wenn sie sich am Fenster zeigen, fliegen Steine. Rochelle wechselt auf das Gymnasium. Warte nur, bis Hitler kommt, sagen die polnischen Mitschüler, dann wird er euch Juden einen Kopf kürzer machen. Kann sein, daß er uns umbringt, sagt Rochelle, aber dann wird es auch kein selbständiges Polen mehr geben. Das ist egal, höhnen die Mitschüler, wichtig ist nur, daß wir die Juden loswerden.

Zur selben Zeit träumt Jack, der Sohn einer jüdischen Zahnärztin, in einer Kleinstadt unweit von Stolpce, von der Ausreise nach Palästina. Zwar flackert der Antisemitismus auch unter der Sowjetherrschaft - im September 1939 wird Polen im Westen von den Deutschen und im Osten von der UdSSR überfallen - immer wieder auf, dennoch ergeht es den Juden in Ostpolen besser als im germanisierten Westpolen. Dafür tut sich unter den Kommunisten eine andere Bedrohung auf. Wer als Bourgeois gilt, wird nach Sibirien verbannt. Auf diese Weise rettet die Sowjetunion tatsächliche oder vermeintliche Angehörige der Bourgeoisie vor dem Holocaust.

Jack besucht das Gymnasium in Stolpce, auf einem Jugendball verliebt er sich in die unnahbare Rochelle. Im Juni 1941 sind plötzlich die Deutschen da, die Sowjetsoldaten werden überrannt. Zwei Wochen nach der Wehrmacht erscheint die SS, unter freudiger Mithilfe der polnischen Polizei treibt sie die Juden in Ghettos und holt sie von dort zu Massentötungen. Rochelles Vater ist unter den ersten Opfern. Rochelle haust mit ihrer Mutter und zwei Schwestern im Ghetto, tagsüber verrichtet sie in einem Sägewerk Zwangsarbeit. Das Morden ist allgegenwärtig, es gibt keinen Ort, der Sicherheit verheißt. Die Alternativen erschöpfen sich in verschiedenen Arten zu sterben: Von einem Aufseher erschlagen, ins Massengrab gestoßen oder auf der Flucht erschossen zu werden. Rochelle Wählt letzteres, mit einer Freundin flüchtet sie halbnackt und barfuß in die Wälder, wie durch ein Wunder entgehen beide den Kugeln. Wochenlang schlafen sie - es ist Spätsommer - unter freiem Himmel und ernähren sich von Beeren und Pilzen. Die Mädchen sind auf der Suche nach russischen Partisanen, wissend, daß auch die Russen jüdische Flüchtlinge töten. Von einer Gruppe flüchten sie zur anderen, schließlich landen sie bei ehemaligen Fallschirmspringern. Diese zwingen die Mädchen, Wodka zu trinken, sie würden dann vergewaltigt und nachher erschossen, im Suff sterbe es sich leichter. Wieder gelingt den beiden die Flucht, aber nach einem Jahr in den Wäldern wollen sie ins Ghetto, zu den Massenerschießungen, zurück. Sie marschieren auf offener Straße, eine Einladung an den Tod. Ein Bauer gewährt ihnen für eine Nacht Quartier und erzählt von einer Gruppe jüdischer Partisanen. Die Gruppe haust in einem Bunker, ihr Anführer ist Jack, sein Vater betreut den Ofen. Beide verdanken ihr Leben einem deutschsprachigen Juden, Oswald Rufeisen, der es geschafft hatte, in der Militärpolizei eine hohe Position zu erlangen.

Unter schwierigsten Bedingungen, inmitten feindlich gesinnter polnischer Bauern, bringt Jack die Gruppe durch den Winter. Die ganze Zeit über träumt er von Rochelle, für die er sogar einen Platz im Bunker frei hält. Die Gefährten wundern sich über Jacks Marotte, bis Rochelle eines Tages verdreckt und verlaust vor ihnen steht. Die Gruppe nimmt die beiden auf, Jack ist im siebenten Himmel und bestürmt Rochelle mit seiner Liebe. Rochelle aber will nur überleben, sie ist abgestumpft, für Liebe ist in ihrem Herz kein Platz. Verbittert kämpft Jack um ihre Zuneigung, doch Rochelle entzieht sich, flüchtet sogar aus dem Bunker und schließt sich einer Gruppe von Frauen und Halbwüchsigen an, die in einem benachbarten Erdloch hausen. Für Jack bricht eine Welt zusammen, bei Überfällen setzt er leichtfertig sein Leben aufs Spiel. Rochelles Platz im Bunker aber bleibt frei. Nach Wochen stattet Jack dem Nachbarbunker einen Besuch ab und verwickelt Rochelle in einen abendlichen Schwatz. Die *Kamingespräche* werden Rochelle zur willkommenen Abwechslung. Zwei junge Menschen flirten, von den übrigen Bunkerbewohnern mißtrauisch beäugt, in einem feuchten Erdloch. Mit der Zeit erwachen auch Rochelles Gefühle für Jack. Als zu Sylvester *1943* ein Halbwüchsiger Ansprüche auf Rochelle erhebt, entführt Jack Rochelle mit Waffengewalt. Seither betrachten die beiden sich als verheiratet.

Im März *1943* wird der Bunker von den Deutschen entdeckt, Jacks Gruppe flüchtet mitten im polnischen Winter in die Wälder, wochenlang leben sie wie die Tiere, immer auf der Suche nach etwas Eßbarem und den sowjetischen Partisanen, die sich mittlerweile einer straffen Militärstruktur unterworfen haben und in einem unzugänglichen Sumpfgelände ein großes Lager mit Holzhütten bewohnen. In den großen Partisaneneinheiten versuchen die führenden Offiziere, die offizielle sowjetische Nicht-Diskriminierungspolitik gegenüber Juden aufrechtzuerhalten, doch gibt es immer einzelne Russen, die die überlebenden Juden am liebsten hinschlachten würden. Im Nalibocka-Wald leben mehrere jüdische und ein Dutzend russischer Partisanengruppen, sogenannte *atrads,* insgesamt an die zwanzigtausend Menschen. Die jüdischen *atrads* unterscheiden sich von den russischen dadurch, daß sie auch Frauen, Kinder und alte Menschen aufnehmen. Außerdem wahren die Leiter der jüdischen Einheiten den sowjetischen Militärbehörden gegenüber eine gewisse Selbständigkeit. Jack,

Rochelle und Julius, Jacks Vater, schließen sich der jüdischen *Zorin-Gruppe* an. Die Einheit umfaßt dreihundert Personen, die Hälfte davon sind Frauen und Kinder. Zorin, ein überzeugter Kommunist, beteiligt sich regelmäßig an gemeinsamen Aktionen mit den russischen Einheiten - Überfälle auf deutsche Nachschubkolonnen, Gleissprengungen und Hinterhalte -, achtet aber darauf, daß seine Kämpfer nicht in Himmelfahrtskommandos verheizt werden. Anfangs ist Jack bei vielen Angriffen dabei, doch dann entwickelt sich bei ihm eine den ganzen Körper überziehende Furunkolose, die ihn nach Monaten der Schmerzen und des ewig fließenden Eiters trotz der aufopferungsvollen Pflege von Rochelle fast in den Selbstmord treibt. Endlich findet sich ein Heilmittel - Teer, das aus verschwelter Birkenrinde gewonnen wird. Im August *1943* stürmen zwei deutsche Divisionen den Nalibocka-Wald. Der Angriff scheitert, die Verluste der Deutschen sind zwanzigmal so hoch wie die der Partisanen.

Erst mit der Befreiung Ostpolens durch die Sowjetarmee ist das Schlimmste überstanden. Jack dilettiert als Zahnarzt und trägt so einen kleinen Teil der Racheschuld an polnischen Kollaborateuren ab. Noch Jahre nach dem Kriegsende kommt es in vielen polnischen Städten zu Pogromen gegen überlebende Juden. Es hat den Anschein, als wollten die Polen nachholen, was die Deutschen versäumten. Rochelle ist hochschwanger. Als das Kind am Vorabend eines angekündigten Pogroms zur Welt kommt, läßt Rochelle es ans offene Fenster legen. Wenige Stunden später ist es tot. Jack und Rochelle kennen nur mehr ein Ziel: Palästina! Auf Schleichwegen gelangen sie in die amerikanische Zone und finden Aufnahme in einem Münchner Flüchtlingsheim, einer ehemaligen SS-Kaserne. Von KZ-Überlebenden, unter ihnen Opfer von Mengeles Medizinfolter, erfahren sie das ganze Ausmaß des Holocausts. Palästina zu erreichen, erweist sich als unmöglich. Im August 1949 bürgt ein in St. Paul/Minnesota lebender entfernter Verwandter für sie, die Tür zu den USA steht offen. Zuvor werden sie aber noch einem peinlichen Verhör unterzogen; Kommunisten dürfen nicht in die USA einreisen, beide kämpften aber in einer kommunistischen Partisaneneinheit. Erst ein verständnisvoller Geheimdienstoffizier rettet die Situation und so endet die achtjährige Flucht von Jack und Rochelle am 12. September 1949 im New Yorker Hafen.

Lawrence Sutin, der Sohn von Jack und Rochelle, verfaßte das Buch nach ausführlichen Gesprächen mit seinen Eltern. Es ist in einer dem Erzählgegenstand dienlichen dokumentarisch knappen Prosa aus der Sicht Jacks und Rochelles geschrieben. Der schwülstige deutsche Titel (das amerikanische Original lautet: *Jack and Rochelle. A Holocaust Story of Love and Resistance) soll* nicht darüber hinwegtäuschen, daß es sich bei dem Buch um einen großartigen Text handelt, der Primo Levis autobiographischem Roman *Wann, wenn nicht jetzt? - auch* er handelt vom Überlebenskampf jüdischer Partisanen in Ostpolen -, an die Seite gestellt werden kann. Im Nachwort geht Sutin auf die immer wieder gestellte Frage ein, unter welchen Umständen Überleben im Holocaust möglich war. Es sei eine »besonders widerwärtige Form des Forschens«, schreibt Sutin, »wenn man die vermeintlich tieferen Gründe dafür herauszufinden sucht, weshalb einige wenige überlebten, während so viele andere ermordet wurden«. Widerwärtig deshalb, weil solches Forschen unterstellt, es sei im Schicksal jener, die überlebten, und jener, die starben, eine »Nazi-Gerechtigkeit« des »Survival of the Fittest«, des Überlebens des Bestangepaßten am Werk gewesen. Die Realität aber war systematisch geplanter Massenmord, der *alle* Juden in Europa - einschließlich der Überlebenden - zu seinen Opfern machte.

Literatur-Konkret 1996, S. 12

Heike Runge

Eine Kindheit in Auschwitz

In seinem »Roman eines Schicksallosen« beschreibt der ungarische Schriftsteller Imre Kertész den Holocaust aus der Perspektive eines 15jährigen Jungen

So euphorisch die Kritiken, die der Roman in Deutschland bekam, auch sind, sie scheinen eher gegen ihn zu sprechen. Daß die »Zeit« Imre Kertész' Roman eines *Schick*sallosen ein »empörend anständiges Buch« über den Holocaust nennt, in dem der »KZ-Häftling zum Unmenschen wird«, liest sich wie eine Warnung und läßt mehr an John Sacks Schmierenstück aus dem letzten Jahr (Auge um Auge) denken als an die literarischen Meisterwerke einer Ruth Klüger, eines Primo Levi oder Louis Begley, mit denen Kertész häufig verglichen worden ist. Auch die Bravo-Rufe des »Spiegel« machen kaum Lust auf die Lektüre. Wenn das Magazin im selben Moment, da es den Amoklauf gegen Daniel Goldhagens Hitler's *Willing Executioners vorbereitet, von* einem Meisterwerk mit autobiographischen Zügen schwärmt, das »ohne jeden Jammerton« (!) über eine Jugend im deutschen Konzentrationslager zu berichten verstehe, ist man einmal mehr von den Geschicklichkeiten der »Spiegel«-Politik überzeugt, kaum aber von der Qualität des besprochenen Buches. Fünf Seiten widmet der »Spiegel« Kertész, davon dreieinhalb Seiten Interview, in dem der Überlebende des Holocaust zum Zeugen gegen Daniel Goldhagen aufgerufen wird. Obgleich er erklärt, von der Studie des amerikanischen Soziologen bislang nur gehört zu haben, wird Kertész in eine abwegige Diskussion über antisemitische »genetische Defekte« der Deutschen verstrickt, wobei ihm nichts anderes übrigbleibt, als den Thesen Goldhagens bzw. denen, die Goldhagen untergeschoben wurden, zu wi*dersprechen. Zuallerletzt vielleicht erwartet* man von diesem Autor, *dem es* laut Verlagswerbung gelungen ist, Auschwitz zu *entmystifizieren, der* nicht mit Kritik am Stalinismus spart und der im »Spiegel«-Interview sagt, er hätte seinen Roman sicher nicht geschrieben, wenn er den Stalinismus nicht erlebt hätte, das literarische Zeugnis von »hohem ästhetischem Rang« (»FAZ«). Eher hegt man den Verdacht, das knapp *300* Seiten starke Werk, das die Deportation aus der radikal subjektiven Perspektive eines 15jährigen jungen erzählt, sich dabei jedem Blick von außen verweigert und keine Silbe über die antisemitischen Motive der Deutschen verliert, werde deshalb gehypt, weil es sich ebensogut wie »Schindlers Liste« in sentimental-restaurative Geschichtsbilder einpassen lasse. Zumal die Entdeckung des Feuilletons, daß es sich um wirklich »große Literatur« (»Zeit«) handelt, doch bereits vor Jahren hätte gemacht werden können: Der in diesem Jahr von Rowohlt herausgegebene *Roman eines* Schicksallosen ist, in einer Neuübertragung durch die Übersetzerin Christina Viragh, die *Wiederauflage des bereits 1990 bei* Rütten & Loenihg erschienenen und so gut wie gar nicht beachteten Titels *Mensch ohne Schicksal.* Die Entstehungs- und Editionsgeschichte des *Schicksallosen* reicht sogar weiter zurück. Zwischen *1961* und *1973 arbeitet* Kertész, der seinen Lebensunterhalt als Übersetzer von Nietzsche, Freud, Canetti, Wittgenstein u. a. bestreitet, an seinem Roman *Sorstalanság* (Schicksallosigkeit). Als er *1975* in einem ungarischen Kleinverlag erscheinen kann, wird er von Kritik und Publikum ignoriert. Formal entsprach das Buch nicht dem Zeitgeschmack, der eher an experimenteller denn an der klassischen erzählenden Literatur ausgerichtet war; »es verhöhnte die Opfer des nationalsozialistischen Terrors«, zitiert Rowohlt aus der Begründung eines ungarischen Verlags, der das Manuskript ablehnte.

Alles Mißtrauen, das gegen *Schicksallosen* einnehmen kann, über der Lektüre wird man es komplett vergessen. Das Buch selbst *erzeugt eine* Skepsis, die einen bis zur letzten Seite nicht verläßt und doch ganz anderer Art ist als erwartet. Dieser Roman, er funktioniert nicht, bemerkt man; aber gerade daß er nicht funktioniert, macht, so ahnt man zumindest, seine Kunst aus. Die naive, zugleich mitleidlose, unbeteiligte, manchmal *devote Perspektive des* Ich-Erzählers, die sich widerstandslos und staunend auf die Logik der Vernichtungsmaschinerie einläßt, sich nicht mit dem Leiden abgibt - weder mit dem der Mithäftlinge, noch mit dem eigenen -, die ihn vielmehr am Ende vom »Glück« im Konzentrationslager sprechen läßt, rufen die Irritation und das Befremden hervor, die immer wieder davon abhalten, sich in die Lektüre zu fügen. Auch deshalb, weil Sprache und Tonfall des Erzählers mit den gängigen Begriffen Ironie, Groteske, Über- bzw. Untertreibung, Provokation etc. kaum zu fassen sind. »Ich kann sagen«, stellt der 15jährige György Köves artig fest, »auch ich habe Buchenwald bald liebgewonnen.« Und offensichtlich ist dies kein uneigentliches Sprechen; György muß das, was er sagt, wohl ernst meinen.

Vorgestellt wird er als ein junge, der im besetzten Budapest in gutbürgerlichen Verhältnissen lebt. Seinen jüdischen Vater, der zum »Arbeitsdienst« eingezogen wird, verabschiedet er so emotionslos, als ginge dieser auf eine kürzere Urlaubsreise. Die Abschiedsszene, die Umarmungen, die Reden, die Gebete, all dies erscheint ihm überflüssig, lästig, peinlich; ihn beschäftigt anderes, zum Beispiel ein Mädchen aus seiner Nachbarschaft. Ihr Kuß, für György besitzt er Bedeutung, als ein Versprechen, das seine Phantasie beschäftigt; der »Arbeitsdienst« dagegen, er bedeutet nichts, weil er nicht vorstellbar ist. Bedeutungslos bleibt auch, daß er wenige Tage später von Polizisten aus einem Autobus geholt und deportiert wird.

Der Zug, den György arglos besteigt, bringt ihn nach Auschwitz. Drei Tage dauert der Transport; nicht alle Insassen überleben ihn; sie sterben vor Durst. György registriert ihren Tod als einen merkwürdigen Umstand unter vielen anderen

Seltsamkeiten, die seine Neugier wecken, nicht sein Unbehagen. »Wir hatten eben nichts zum Trinken, und das«, heißt es mit allergrößter Gelassenheit in der höflichen, vorsichtigen Diktion des Erzählers, »war doch recht unangenehm.« Im KZ Auschwitz entdeckt er, beeindruckt davon, wie »reibungslos« dort alles »vonstatten« ging, »schmucke« Bauten, gepflegte Rasenanlagen, imposant gekleidete Soldaten. Selbst dann, wenn sich schrittweise die Erkenntnis vollzieht, daß es sich um ein Vernichtungslager handelt und er die Stadien seiner menschlichen Degradierung genau protokolliert, demonstriert der Erzähler die Überzeugung, die ihm zugedachte »Rolle« sei letztlich erträglich. Sein Tonfall bleibt aufmerksam, beinahe zärtlich seiner Umgebung zugewandt. Daß er dem fabrikmäßigen Morden in Auschwitz entkommt, verdankt der junge, der erst als Todkranker sein Vorhaben aufgibt, ein »guter Häftling« zu sein, nur dem Zufall. Weil er, wie ihm ein Mithäftling noch eingeschärft hatte, bei der Untersuchung gegenüber dem Arzt sein Alter mit sechzehn angibt, wird er für arbeitstauglich erklärt und über Zeitz nach Buchenwald geschickt, doch nur um dort beinahe an Erschöpfung zu sterben.

Abstrus wäre es, anzunehmen, hier bezeugte jemand, wie es wirklich war. Mit jener Sorte von Erinnerungsliteratur, die Authentizität verspricht, Sentimentalität verbürgt, hat der Autor Kertész nichts zu tun - der sich wohl auch deshalb nicht die Greuel zum Gegenstand seines Erzählens wählt, weil er darauf besteht, die Leiden der Opfer mit jenem Respekt zu behandeln, den man in anderem Zusammenhang ganz einfach Diskretion nennen würde. Keinen Anlaß hat man deshalb anzunehmen, die parzivalische Figur des György breite die Regungen des Imre Kertész vor uns aus, obgleich sich die Biografien von Erzähler und Autor ähneln. 1929 in Budapest als Sohn jüdischer Eltern geboren, wurde Kertész im Alter von fünfzehn Jahren nach Auschwitz, später nach Buchenwald deportiert, wo er 1945 seine Befreiung erlebt.

Es wäre auch ein komisches Kind, das in keinem Moment seiner Gefangenschaft im KZ so etwas wie Angst empfindet und die Umstände seiner Trennung von den Eltern nur mit einem flüchtigen Lächeln quittiert. Kertész muß seinem jugendlichen Ich-Erzähler weder eine Trommel um den Hals binden, noch Glasscheiben zersingen lassen, um glaubhaft zu machen, daß das Kind keines ist, sondern eine Kunstfigur vorstellt, die es erlaubt, kindlich maskiert, die Position der Amoralität gegenüber dem Stoff einzunehmen und zu behaupten. Auch dort, wo es unmöglich erscheint. An der Selektionsrampe beobachtet György einen Arzt, der entscheidet, welche Häftlinge zum Arbeitseinsatz, welche in die Gaskammern geschickt werden. Der Junge vertreibt sich die Zeit - denn die Langeweile im KZ sei das Schlimmste -, indem er lernt; und er vollzieht nicht nur die Kriterien der Selektion nach, sondern stellt seine eigenen auf. Nicht immer äußert sich der Junge über »die Arbeit« des Arztes »zufrieden«; er selbst hätte bei manch anderem anders entschieden - gegen die Verwendung der Arbeitskraft, für Mord. So, in der Identifikation des Opfers mit dem Täter und somit der Macht, die auch seine Vernichtung beschließt, vollendet sich die Schicksallosigkeit.

Wie von Auschwitz erzählen? Er sei »über den Abgrund gesprungen und«, notiert Kertész im *Galeerentagebuch* über die literarische Methode Becketts, »spricht von der anderen Seite«. Sie, mit denen Hinz und Kunz geräuschvoll hantieren, als sei es noch nötig, darauf hinzuweisen, daß einer die Moderne nicht komplett verschlafen hat - sie darf man im Falle Kertész ruhig erwähnen: Kafka, Beckett, auch Camus. Mit jenen, aber gegen diesen, pfeift Kertész auf die engagierte Literatur und verteidigt - vor allem gegen die Widerstände seines Stoffes, vor dessen Konkretion die Methode bisweilen versagt - die ästhetische Radikalität eines Textes, der sich nicht über fremde Schicksale beugt, zuallerletzt über das eigene. Der *Roman eines Schicksallosen* ist keine Groteske mehr, die eine Auflehnung gegen die vorgefundene Wirklichkeit einschließen würde; er zielt vielmehr aufs Absurde, indem er ein letztes verzweifeltes Einverständnis mit Realität überhaupt beschwört, jeder Art von Realität. Es ist unmöglich, diesem literarischen Meisterstück von Imre Kertész zuzustimmen.

Imre Kertész: *Roman eines Schicksallosen.* Rowohlt, Berlin 1996, 287 S., 38 Mark

Ders.: *Galeerentagebuch.* Rowohlt, Berlin 1993, 320 S., 38 Mark

Literatur-Konkret 1996, S. 14

Stefan Berkholz

Tucholsky? Vakooft sich jut!

Zur bisherigen Editionspraxis des Rowohlt-Verlages anläßlich der Herausgebe von Tucholskys Gesamtwerk

Abgesehen davon, daß sich kaum einer das angekündigte Bibliotheksgrab einer 22bändigen Gesamtausgabe zum Preis einer Tiefkühltruhe wird leisten können; abgesehen davon auch, daß - pünktlich zum Abschluß der Werkausgabe im Jahre 2004 - die Rechte an den Texten »frei« werden, damit dann jedermann ans Werk ran darf als sei's seins, und abgesehen schließlich auch davon, daß einige der Herausgeber dann, wie auf Bestellung, ins Pensionsalter hinüberdämmern, diese Ausgabe also noch einmal, auf den letzten Drücker sozusagen, ein alle beteiligten Seiten höchst zufriedenstellender Coup ist - es kann ja alles nur besser werden. Denn die bisherige Herausgeberpraxis des Rowohlt-Verlages, verantwortet vor allem von Fritz j. Raddatz, darf man getrost als frech, inferior und dickfellig bezeichnen.

Anfangs war das noch eine ganz andere Geschichte. Anfangs, kurz nach dem Kriege, durfte man ja in der Bundesrepublik allein schon dafür dankbar sein, wenigstens einige der verfemten Texte wieder verfügbar zu haben.

Mary Gerold tat, was sie konnte. Kurt Tucholsky hatte sie in seinem Testament 1935 als Universalerbin eingesetzt, und dies, obwohl sie seit Jahren getrennt und geschieden voneinander lebten. Er hoffte auf eine gute Verwaltung seines Werks. Und er hatte sich in seiner zweiten Ehefrau, seiner einzigen großen, wenngleich unglücklichen Liebe nicht getäuscht.

Sie nahm die Verpflichtung ernst, kümmerte sich nach 1945 tatsächlich intensiv und höchst betriebsam um die Pflege seines Werks, holte zusammen, was der Faschismus zerfleddert hatte, führte Briefwechsel bis in alle Welt, stöberte Überlebende auf, Nachfahren, Sammlungen, kaufte und erbat und erhielt Briefe, Fotos, Dokumente, Zeitschriften, Bücher.

Mary Gerold war eine durchaus redliche Ausnahmeerscheinung aus dem Kreis jener so häufig gescholtenen »Literaturwitwen«. Und nur hin und wieder spielten ihr menschliche Schwächen, wie etwa Eifersucht auf Tucholskys Geliebte, einen Streich, und sie ließ das eine oder andere unter den Tisch fallen.

Zugleich sorgte Mary Gerold für die Verbreitung von Tucholskys Werk auch im Verlagswesen. Rowohlt - zu Lebzeiten Tucholskys gar nicht immer brennend interessiert an seinen Arbeiten - war schnell gewonnen. Mehrere Auswahlbände steckten das Feld ab, Taschenbücher trugen zur Popularisierung von Tucholskys Texten bei. In den 50er Jahren kamen, in schöner Regelmäßigkeit und beinahe jährlich, verschiedene Textzusammenstellungen heraus. Einige Lizenzausgaben, auch in Lesegemeinschaften, wurden gestattet, den DDR-Verlagen blieben die Brosamen von Rowohlts Gnaden.

Das Fundament zur Erfolgsgeschichte wurde 1960/61 fertig gegossen, als die dreibändige Werkausgabe herauskam, nun schon gemeinsam mit Raddatz ediert. Anspruch auf Vollständigkeit oder gar wissenschaftliche Verläßlichkeit wurde nicht erhoben - wozu auch? Man wollte einen Überblick schaffen, achtzehnhundert Texte reichten zu der Zeit völlig aus.

Was in den folgenden dreißig, fünfunddreißig Jahren allerdings geschah, war vor allem gekennzeichnet durch Schludrigkeit, Desinteresse, Faulheit, nicht eingehaltene Versprechen, Verhinderung von Konkurrenzunternehmen oder Forschung, wenn nötig mit juristischer Gewalt. Alles verbunden mit dem Namen Raddatz, »Stellvertreter Tucholskys auf Erden«, wie es die »FR« einmal formulierte. (KONKRET berichtete nicht nur einmal; genauer nachzulesen u.a. in KONKRET 5/87.)

Mary Gerold hätte gewarnt sein können. Aber kritische Töne kamen ausgerechnet aus dem bösen, verhaßten Osten, wer glaubte dem schon im Kalten Krieg? Mit Mitte zwanzig hatte es Raddatz in der DDR zum Herausgeber von fünf Tucholsky-Sammelbänden gebracht, zwischen 1956 und 1958 kamen die Titel bei Volk & Welt in hastiger Folge heraus.

Die im allgemeinen müde Kritik in der DDR brachte dem naßforschen jungen Mann Prädikate ein wie »ein bißchen zu eitel«, »liederlich redigiert«, mit Anmerkungen versehen, »die nur Vermutungen sind - und nicht einmal scharfsinnige«. Solcherart gebeutelt, machte der eitle Mann rüber.

Er flüchtete, ganz schlau, unter die Fittiche von Mary Gerold. Für einflußreiche Freunde war unterdessen auch schon gesorgt, er wurde, mit achtundzwanzig, Cheflektor beim Kindler-Verlag in München, ein Jahr später stellvertretender Leiter des Rowohlt-Verlages. Und wurde Mitherausgeber der dreibändigen Tucholsky-Werkausgabe, die er noch Jahrzehnte später in höchsten Tönen als »sorgfältige Standardausgabe« pries. Alles mögliche war sie, nur nicht sorgfältig. Ob Erstveröffentlichung oder überarbeitete Fassung - egal; unvollständige Sätze, veränderte Satzzeichen, Satzfehler, Auslassungen - alles war erlaubt. Anmerkungen gab es nicht, das Namenregister hatte nicht einmal lexikalischen Wert.

Tucholsky wurde, Ironie der Geschichte, zu einem florierenden Geschäftszweig des Verlages. 1935 hatte sich der vertriebene Gesellschaftskritiker im schwedischen Exil unter anderem deshalb das Leben genommen, weil er die Miete nicht mehr zahlen konnte. Und Raddatz? Wie sah seine Arbeitsleistung für seinen Brötchengeber aus? Denkbar kümmerlich. Jahrzehnte reiste er mit einem Redemanuskript durch die Lande, verhökerte es wieder und wieder für

Aufsatzbändchen, als Vorwort, als Nachtrag, und interessierte sich nicht für die Fehler, die ihm bei der Erstveröffentlichung, *1961* bereits, vorgehalten worden waren.

Seine Herausgeberpraxis? Ein Fiasko. Alles wurde ihm nachgesagt, bloß keine seriöse, bescheidene, korrekte Editorleistung. *1982* brachte er die »Briefe an Mary« heraus - »Leichenfledderei« schäumte die »FR«, »eine rüde und rücksichtslose Vermarktung«, voll von Lügen, Fehlern und falschen Erkenntnissen im knatternden Vorwort des Herausgebers.

Drei Jahre später kam, pünktlich zum ersten Jubiläum, dem 50. Todestag des Satirikers, der erste Ergänzungsband zur florierenden Werkausgabe heraus, *1989,* rechtzeitig vor dem zweiten Jubiläum, dem 100. Geburtstag, der zweite Zusatzband. »Resteverwertung« und »Flickschustereien« urteilte die »FR«; die »Süddeutsche« geißelte ein »gedankliches wie stilistisches Kuriositätenkabinett, teils Archivbericht, teils Satzungsauszug, kaum Editorial«.

Die Krönung gelang Raddatz anerkanntermaßen mit einem, ebenfalls *1989* publizierten Nachtrags-Briefband. Zusammengehauen wie eine Mettwurst, war, wieder einmal, Willkür, Schlamperei und Fälschung mit von der Partie. Die Anordnung der Briefe - zufällig; die Transkriptionen - wüst; die Anmerkungen - bestenfalls lexikalisch, häufig fehlerhaft, unwissend, selten mit direktem Textbezug.

Das Sahnehäubchen aber war ein erfundenes Zitat, das dem Buch den Titel gab und den erfolgsträchtigen Autor ins Zwielicht rückte: »Ich kann nicht schreiben, ohne zu lügen.« Tucholskys Schriften galten bis dahin als Beispiel für Wahrhaftigkeit. Auf einmal wurde er vom Herausgeber persönlich als Scharlatan vorgeführt. Wie aber hieß es bei Tucholsky, im Dezember *1927?* »Ganz abgesehen von einer scheußlichen Unannehmlichkeit mit der Bank (wovon zu sprechen Du mir verboten hast) - von der Einsamkeit, von den haardünnen Runzeln unter den Augen - gibt es Tage, wo ich nicht schreiben könnte, ohne zu lügen - und da mag ich nicht. So ist das.« Das genaue Gegenteil dessen also, was im Buchtitel - aus Versehen? als Geckenspiel? mit Absicht? - verewigt wurde.

Einmal hervorgezauberte Produkte aber wurden im Verlag zumeist prompt und sehr gewissenhaft in die Taschenbuchverwertung weitergereicht, unverändert, versteht sich, als billige Reprints. So ist die einträgliche Tucholsky-Industrie mittlerwelle auf etwa vierzig lieferbare Titel expandiert. Tucholskys verstreutes Werk wurde über die Jahrzehnte vom Verlag und seinem selbstherrlichen Herausgeber systematisch und mit Macht zerfleddert und unübersichtlich gemacht.

Wie gesagt, es kann alles nur besser werden. Doch ach, neues Ungemach droht: Mindestens zwei der Herausgeber der jetzt angekündigten Gesamtausgabe sind nicht unbedingt zu den verläßlichen Vertretern ihres Metiers zu zählen. Dirk Grathoff und Gerhard Kraiker, Professoren an der Universität in Oldenburg, waren schon Mitherausgeber der achtbändigen Ossietzky-Werkausgabe, die vor zwei Jahren bei Rowohlt herauskam. Großzügig und über sechs Jahre mit Steuermitteln gefördert, Vollständigkeit und unumstößliche wissenschaftliche Solidität versprechend.

Der »Spiegel« hingegen deckte »dubiose Lücken in der neuen Ossietzky-Gesamtausgabe« auf, sprach vom »Weglassen entscheidender Dokumente« und legte den Verdacht nahe, hierbei handele es sich um eine zensierte Ausgabe, zumindest in Band VII, den Briefen und Lebensdokumenten. Eine Biographie werde »verzerrt«, »Manipulation« liege offenbar vor.

Der Dritte im Bunde heißt Michael Hepp, Reisender in Sachen Tucholsky seit etwa einem Jahrzehnt, so etwas wie öffentlich lizenzierter Funktionär mit verengtem Gesichtskreis. Vor drei Jahren legte er eine Tucholsky-Biographie voller Vorwürfe und Unterstellungen vor. Er charakterisierte Tucholsky als Konjunkturritter, unsicheren Patron, dazu neurotisch, egozentrisch, geldgierig - kurz: unwahrhaftig und nicht ganz zurechnungsfähig. Beste Empfehlungen also für den Historiker Hepp, seinen Lebensunterhalt auch noch die nächsten zehn Jahre im Schatten seines verehrten »Gegenstandes« zu bestreiten.

Die Vierte schließlich ist, wie e sich für eine Frau gehört, die gute Seele des Unternehmens. Antje Bonitz, lange Jahre im Literaturarchiv in Marbach tätig, schuf mit ihrem dreibändigen *Verzeichnis seiner Schriften* vor fünf Jahren die Grundlage für alle weiterführenden Tucholsky-Forschungen und wird nun vermutlich auch in Oldenburg die eigentliche Kärrnerarbeit verrichten.

Im vorab veröffentlichten *Marginalien-Band* zur Gesamtausgabe verspricht Dirk Grathoff mehr als dreitausend Texte, das bedeutete ein zusätzliches Drittel, das in der Nachkriegszeit noch nicht wiederveröffentlicht wurde. Fünfzehn Textbände, sechs Briefbände, ein Registerband - ein erschlagendes Programm, vielleicht fünfzehntausend, vielleicht zwanzigtausend Seiten umfassend. Ein Gipfel überkandidelter Textreproduktion wird erklommen werden, eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme gewaltigen Ausmaßes, über zehn Jahre großzügig öffentlich gefördert. All das, versteht sich, »in wissenschaftlich genau geprüfter Form ediert und die historischen Bedingungen seiner Entstehung wie auch seiner Wirkung der Öffentlichkeit in einem Werkkommentar zugänglich gemacht«.

Und wenn es so minutiös abläuft wie angedeutet, können wir uns auf was gefaßt machen. In einem »chronologischen Überblick« am Ende des *Marginalien-Ban*des heißt es neben dem Datum *9.1.1890:* »Kurt Tucholsky wird um *18.45* Uhr in

Berlin geboren.« Nicht um *18.46,* nicht um 17.23, nein: Schlag *18.45,* viertel vor sieben. Das wußten wir noch nicht. Das ahnten wir nicht mal. Das erscheint uns höchst aufschlußreich. Bescheidene Bitte bloß, den Transzendenten in einem Ergänzungsband nachzureichen, es gibt passionierte Sterndeuter unter uns. Tucholsky jedenfalls, da sind wir uns sicher, hätte seine helle Freude an dieser Form von Ressourcenvergeudung.

Kurt Tucholsky: *Gesamtausgabe: Texte und Brie*fe. Hrsg. von Dirk Grathoff, Gerhard Kraiker, Antje Bonitz und Michael Hepp. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1996 bis 2003

Stefan Berkholz ist freier Autor und lebt in Berlin

Literatur-Konkret 1996, S. 16

Hermann L. Gremliza

»Die Juden sind verbocht«

Kurt Tucholsky in seinen Briefen der Jahre 1933 bis 1935 unter Überschriften des Jahres 1996, zusammengestellt und mit einem Nachwort versehen von Hermann L. Gremliza

Vorauseilende Anmerkungen zur Goldhagen-Debatte

März *1933:* Es ist möglich, daß ich nichts mehr zu fressen habe, aber daß ich mich mit den Konvulsionen von Kru-Negern abgeben soll, also ich nicht. Die Leute wollen das ja so, im Grunde... Man kann für eine Majorität kämpfen, die von einer tyrannischen Minorität unterdrückt wird. Man kann aber nicht einem Volk das Gegenteil von dem predigen, was es in seiner Mehrheit will (auch die Juden).

Januar *1934:* Die These Heinrich Manns und auch Tollers ist falsch. Hitler ist Deutschland. Zum mindesten, wenn sie das nicht sind, so darf man sagen: sie können auch so. Sie sind amorph. Und das da kommt ihnen sehr nahe... Also ist es dumm, das arme getäuschte Deutschland zu bedauern, und es ist Unfug, dem Ausland einreden zu wollen, das sei alles gar nicht so - Deutschland sei vielmehr.. ja, was? Wer? Kisch? Die emigrierten Juden? Ich? Sie? Nein, nein, es hat schon seine Richtigkeit: die da zu Hause sind janz richtig, und man muß es ablaufen lassen. Nebeneditionen gibt es nicht.

Dezember *1935:* Das, was jetzt da ist, das ist Deutschland.

Über die ruhmreiche deutsche Sozialdemokratie...

August *1933:* Inzwischen habe ich aus wohlassortierter, aber sicherer Quelle dieses gehört: da sitzt doch der alte Otto Braun unten in Lugano und züchtet Tomaten. Gut. Der hat eine Frau, die ist auch in Lugano. Die hat ein Vertiko und andere Möbel, und das Vertiko ist noch in Deutschland. jetzt ist doch diese Frau Ministerpräsident wirklich und wahrhaftig nach Deutschland gemacht, weil man doch die guten Möbel nicht... Also das ist wahr. Zurückgekommen ist weder sie noch das Vertiko, und ich frage mich, ob sie jetzt wohl beide beieinander sein werden. Und genau so war denn auch die gesamte Politik dieser Partei.

Von Realpolitikern

April *1933:* Gottfried Benn hat im Rundfunk einen Vortrag gehalten: die Zeit des Literaten sei vorbei, die Zeit des Führers sei gekommen - und so. Seit ich ihn einmal bei Kiepenheuer en chair et os gesehn habe, habe ich ihm nie mehr getraut. Ein Stück Weichkäse. Fällt auch morgen, wenn die Chinesen Deutschland erobern, auf die andere Seite und läßt sich einen Zopf stehn... Die Gesinnungslosigkeit in Deutschland schreit zum Himmel.

Mai *1933:* Der Umfall der Geistigen ist kläglich - diese völlige Unfähigkeit, einmal beiseite stehen zu können. Gottbehüte nicht dabei zu sein - es ist grauslich.

Juni *1933:* Stütze der Sache: die widerwärtigsten Kleinbürger. Stütze der SA: massenhaft Kommunisten, die da hereingegangensind.

Dezember *1934:* Über Furtwängler absolument d'accord. Ich schrieb Ihnen wohl das himmlische Wort einer Freundin: »Umsonst geleckt«. Das paßt auf so viele.

Über Appeasement und Klassenbrüder

Juli *1933:* Wie man überhaupt die tiefe Entrüstung der Engländer, die durchaus echt ist, nicht mit ihrer Politik verwechseln darf. Die geht trotz aller Unterhausreden auf Arrangement... Wie auch nur ein vernünftiger Mensch solche Schweinereien machen kann wie Francois-Poncet in Berlin, der die französischen Austauschschüler begrüßt, jetzt, vor einer Woche...

August *1933:* Die Bourgeoisien aller Länder sind an der kommenden Aufrüstung viel zu interessiert, sie werden Deutschland nicht hindern, diesen Krieg vorzubereiten. Im Gegenteil... Die Arbeiter sind müde, und die Bürger sind im allertiefsten Grunde auf Hitlers Seite. Was ihnen mißfällt, sind gewisse Schroffheiten der Methode.

Von Juden und anderen Linken

September *1933:* Viele Juden glauben es nicht, was ihnen geschehn ist - sie haben keine Phantasie.

Juli *1934:* Die innere Akzeptation, vor allem auf Seiten der Juden, ist das ärgste... Ein jüdischer Ohrenarzt hat zu einer Christin gesagt, als die ihn fragte, wie er denn nach den Pogromreden noch da bleiben könne: »Aber, liebe gnädige Frau, das wird doch alles nur fürs Volk gesagt!« Würde lernt sich nicht - man hat es, oder man hat es nicht.

Dezember *1935:* Das Schicksal der deutschen Juden und der deutschen Linken ist keine Tragödie - es ist verschuldet. Über die Juden kann ich nur im Ton der tiefsten Verachtung sprechen... Es ist ein Sklavenvolk... Daß sie jahrhundertelang im Getto gelebt haben, ist keine Ursache, keine Erklärung, kein Grund - es ist ein Symptom. Ein Herrenvolk zerbräche bei dieser Behandlung - sie aber tun sich noch etwas zu gute, daß sie durchkommen... Was sie mich (ge*meint ist wohl: mich sie - HLG)* anpissen läßt, ist ihre geistige Haltung. Sicherlich waren die deutschen Juden die übelsten - denn sie haben alle schlechten Eigenschaft der boches übernommen. Nicht die Deutschen sind verjudet, aber die Juden sind verbocht.

Wie! Nicht zu begreifen, daß im März *33* der Augenblick gekommen war, in umgekehrter Proportion auszuziehen - also nicht wie heute einer auf zehn, sondern einer hätte da bleiben müssen, und neun hätten gehen müssen, sollen, müssen. Hat sich auch nur ein Rabbiner gefunden, der der Führer seines Volkes gewesen ist? Auch nur ein Mann? Keiner.. Und habe ich nicht mit eigenen Augen gelesen, daß die Gemeinde in Frankfurt, als die ersten Pogrome, ich glaube *193 1,* einsetzten, den Gläubigen empfahl, nach dem Gottesdienst gleich nach Hause zu gehn und Ansammlungen auf der Straße - auf ihrer Straße - zu vermeiden?

Hätten Sie dem Durchschnittsjuden im Jahre *1933* gesagt, er würde Deutschland unter Bedingungen verlassen, wie sie ihm das Jahr *1935* ff. bieten, er hätte sie ausgelacht... Und jetzt schleichen sie heraus, trübe, verprügelt, beschissen bis über die Ohren, pleite, des Geldes beraubt - und ohne Würde... Heroismus war hier nun auch noch das bessere Geschäft. Also warum haben sie diesen Weg nicht gewählt? Weil sie nicht heroisch sein können; weil sie gar nicht wissen, was das ist.

Die Tatsachen sprechen für mich. Die Tatsache, daß es ein Volk gibt (Juden und die schwächliche deutsche Bourgeoisie, die sich als links ausgab und es zum kleineren Teil auch gewesen ist), ein Volk, das Demütigungen einsteckt, ohne sie zu fühlen.

»... wenn ein Major vorn auf der Straßenbahn offen erklärte: >Wieviel schwangere Judenweiber man sieht - 's ist zum Kotzen!< Nicht das war verletzend. Sondern wenn aufgeklärte Freunde, Wohlwollende, schonend sagten: >Die jüdischen Herrschaften< - das traf.« Das ist von Kerr. Wie soll das also erst bei einem mindern Menschen aussehen.

Und der Kommunismus?

Oktober *1934:* Ich bin kein Bolschewik, und doch empfinde ich das Ende dieses russischen Baus als etwas Tragisches und Schreckliches... So sehr man davor warnen kann, eine Wiederholung des Experiments Peters des Großen für etwas Revolutionäres zu nehmen, weil es ja in der Tat nur die kollektive Einholung der letzten in Rußland versäumten hundertundfünfzig Jahre ist, während für uns noch eine Gummischuhfabrik und noch eine und noch eine nicht das Heil bedeutet -: es ist und bleibt etwas Furchtbares, daß es diesen Kommißstiefeln gelingen soll, das kaputtzuschlagen...

Februar 1935: Der Sozialismus, der den Arbeitern viel Gutes gebracht hat, hat in dieser Form seine Rolle ausgespielt. Eine kommunistische Gefahr für Europa gibt es nicht mehr. Die Trümmer sind nur ein Anreiz für die kräftig erwachte Unternehmerschaft und die kleine Bourgeoisie, die sich, nach dem Wort einer klugen Freundin, mit 250 francs Monatsgehalt die Sorgen Rockefellers macht. Die Faschisierung geht trocken und unaufhaltsam fort. je eher das, was man heute Sozialismus nennt, untergeht, desto besser - sein Grundsatz ist sowieso falsch, das haben gerade wir immer gewußt. »Das Sein bestimmt das Bewußtsein«, das ist ungefähr so intelligent, wie wenn einer sagt: »Der Zustand der Zähne bestimmt den Gesundheitszustand des Menschen.«

Die Arbeiter haben ihr Prestige eingebüßt - jetzt wissen die Arbeitgeber, daß man sie zusammenschlagen kann, und kein Marxismus, natürlich nicht, hat ihnen Klassenbewußtsein eingeimpft, sie haben es nicht, weil es keine Realität ist, sondern das hegelsche Produkt eines Professors... Es wird den Arbeitern erst wieder gut gehen, wenn es keinen Marxismus mehr gibt.

Was tun?

Januar 1931: Ich werde keinen »Verrat« begehen - ich habe weder die Absicht, katholisch zu werden, noch zu Goebbels zu gehen oder sonst etwas Fulminantes zu machen - ich habe es satt... Wo ich mit meinem Herzen stehe, weißt Du - aber mit meinem Verstand - das kannst Du nicht verlangen.

März 1933: Ich werde nie einen Finger breit abgehn. Aber ich muß nicht meine Kraft und meine Arbeit an eine Sache setzen, die mir nicht einmal in der Negation wert ist, mich nach ihr umzudrehn...

Januar 1934: Haben wir nicht vielleicht dicke Fehler gemacht?... Ich sehe an keiner Stelle irgendwelche Zeichen von innerer Einkehr, und das wird also dazu führen, daß diese Sache - mit Recht - untergeht... Natürlich schreiben die blöden Linksblätter sofort von Faschismus, wenn einer sich erlaubt, nachzudenken und mitzuteilen, daß die alten Formeln ihren Sinn verloren haben. Und die jungen Gruppen sind gewiß nicht das Ideal. Aber sie sind wenigstens nicht verrostet...

Dezember 1935: Man muß von vorn anfangen... Es gehört dazu... eine jugendkraft.

Was nicht tun?

August 1933: Es muß doch aber irgendeine Grenze nach unten geben. Daß ich jemandem die Hand gebe, der das toleriert, glaube ich nicht... Es gibt da wohl so etwas wie, mit Verlaub zu sagen, Würde... Ich gehöre einer älteren Rasse an; mit Negern ja, mit Boches nein.

Im April 1933 schreibt der »aufgehörte Schriftsteller«: »Natürlich kommt der Krieg« und »Es ist auf Vernichtung abgesehn ... « Tucholsky mußte nicht Auschwitz, nicht Stalingrad, auch keine Perestrojka kennen, um zu wissen, was kommen würde und wann es womit vorbei war, 1933, mit der Linken, mit den Juden, mit der Aufklärung. Nicht nur weil sie eine Niederlage Mitten hatten, sondern vielmehr wie: ohne Würde, ohne Haltung, ohne Charakter. Bevor sie überwältigt waren, hatten sie sich selber verraten: die Sowjetunion, die mit der Reichswehr kollaborierte, die Sozialdemokraten, die im Reichstag zusammen mit der NSDAP-Fraktion das Deutschlandlied anstimmten, die bürgerlichen Intellektuellen, die den Führer entdeckten, die Kommunisten, die in die SA eintraten, und die jüdischen Obrenärzte.

Bis zum Sieg der Nazis schien das Proletariat ein unberechenbarer Herausforderer der Kapitalherrschaft zu sein. 1933 hat den Arbeitgebern in aller Welt gezeigt, und wer den Olaf Henkel über Streikdrohungen lächeln sieht, weiß, sie haben es nicht vergessen: daß man, wenn es sein muß, die Arbeiterklasse zusammenschlagen kann. Auch das Ende des Kommunismus war 1933 bereits beschlossen, denn der Staat, in dem er durch Unachtsamkeit seiner Gegner an die Macht gekommen war, würde von deutschen Kommißstiefeln kaputtgetreten werden, nachdem er zur Abwehr der Gefahr den Kommunismus irreparabel diskreditiert hatte.

Der Tragödie von 1933 folgte manche Farce: Dem Ohrenarzt der Vorsitzende des Zentralrats, der die Tatsache, daß ein Drittel der Deutschen lieber keine Juden als Nachbarn haben möchte, mit der Sentenz quittiert, dies sei das Haar in der Suppe, die Suppe selber aber, Deutschland, schmecke ihm sehr gut; den Kommunisten, die zur SA gingen, die FDJ/er, die sich den Kopf rasieren und Ausländerheimeanzünden; dem Gottfried Benn, der sich einen Zopf stehen ließ, die Achtundsechziger, die sich um die Sudetendeutscben sorgen; den Sozialdemokraten, die im Mai 1933 Hitlers außenpolitischer Erklärung zustimmten, die Sozialdemokraten, die 1996 *den deutschen Balkankrieg betreiben; den »boches« (»im Französischen eine abwertende Bezeichnung für Deutsche«, sagt der Duden) die gründlich zivilisierten Bürger von Solingen und Mölln; der »kleinen Bourgeoisie, die sich mit 250 francs Monatsgehalt die Sorgen Rockefellers macht«, die Professoren vom Arbeitskreis alternative Wirtschaftspolitik mit ihren Vorschlägen zur Verbesserung des Kapitalismus; dem Francois-Poncet, der die Austauschschüler begrüßt, der Mitterand, der Deutschland auf dem Weg zur Weltmacht das Patschhändchen hält.*

Tucholsky, der deutsche Bourgeois, der seine Klasse dadurch verrät, daß er ihre Feiertags-Ideale Liberté, Egalité, Fraternité am Werktag heiligen will und darüber fast zum Bolschewiken wird, jedenfalls den Realpolitikern als solcher erscheinen muß, war nie Kommunist, und noch sein Abschied von der »tausendfach falschen Lehre« bzw. »Doktrin« zeigt, daß er Marx nicht gelesen haben kann. Warum siebt er schon 1933, *was kommunistische, in Gesellschaftsanalyse geschulte Zeitgenossen nicht sehen konnten? Er sieht es, weil er aufgehört hat, »wirken« zu wollen und sich, um irgendwo anknüpfen zu können, etwas zurechtzulegen.*

Literatur-Konkret 1996, S. 18

Eckhard Henscheid

Tucholsky und die Spätfolgen

Ziemlich gleich, ob nun Satire wirklich alles darf oder eben vielmehr nicht: Mit seinem berühmten Diktum von 1919 hat Tucholsky nolens, kaum volens unverhofftes und schon unglaubliches Unheil angerichtet; nicht zum wenigsten zum Nachteil der Satiriker.

Denn, auch unabhängig vom historisch-politischen Kontext des deutschen Revolutionsjahrs, in den der Satz im Zuge der »Weltbühnen«-Glosse »Was darf Satire?« fiel, fast unabhängig von seinem offenbar recht ambivalenten Gehalt als übermütige Utopie oder als belustigter Appell oder als allzu tollkühne Zustandsbeschreibung, vielleicht als alle drei zusammen und ihre komische Negation dazu: So gut wie immer wird er, der Satz, bzw. die Antwortvokabel »Alles«, zitiert und hervorgekramt, akklamatorisch oder im Gegenteil, ewig und einen Tag akkurat da, wo es ausgerechnet garantiert *nicht* um Satire geht; es ist, als verifizierte oder falsifizierte einer Albert Einsteins Relativitätstheorie und Weltenformel ausgerechnet und aparterweise mit der Frage, ob denn Satire wirklich alles dürfe.

Ein in Wissenschaft, Feuilletonistik, aber scheint's auch in der juristischen Praxis so zähes wie geläufiges Großmißverständnis; eins nach der Art des bekannten Deutschaufsatzes, den der Lehrer, und sei er sonst noch so schön, jeweils mit dem unbarmherzigen Krakel »Thema verfehlt« unterfertigt.

Das Unheil hängt zusammen einerseits mit der allgemeinen und ohnehinnigen Besinnungslosigkeit; andererseits mit der hochwirren Begriffsgeschichte der Satire und des Satirischen; dritterseits aber eskaliert die Wirrnis bzw. Unbedarftheit nochmals durch den ja fast allseitigen guten Willen: Weil jeder irgendwie irgendwo Bedarf an Satire (oder Komik oder Kabarett oder wie oder was, da rauscht es natürlich nochmals durcheinander) in sich zu verspüren vermeint, weil die Zeit z. Z. offenbar besonders ununterbrochen »nach Satire schreit« (auch so ein, nicht ganz so famoser Tucholsky-Button), - deshalb möchte à tout prix jeder, aber auch wirklich jeder Unbefugte auch hemmungslos mitreden, im Sinne seiner Bonität und der öffentlichen Moral; und, insofern derart sogar so etwas wie ein Satirebonus vorab entsteht, wird es aber auch schon ganz arg.

Der Satiretheoretiker und Praktiker Robert Gernhardt hat dies inzwischen 77jährige »Kraftwort« eher als »Holzhammer« denn als »Holzschnitt« beargwöhnt: »Landauf, landab ist mittlerweile keine Diskussion über einen satirischen Text oder die Satire als solche mehr denkbar, ohne daß er mit >Was darf die Satire? Alles< eingeleitet, unterbrochen oder ausgeleitet wird. Hinter irgendeiner Schulmauer, einer Universitätswand, einer Funkfassade oder einem Gerichtsportal in diesem unserem Lande wird Tucholsky wohl tagtäglich zitiert, und bisher ist kein Fall bekannt geworden, daß ein Lehrer, ein Professor, ein Intendant oder ein Richter aufgestanden wäre und >Gar nichts darf sie, die Satire!< gerufen hätte oder doch wenigstens >Wissen Sie, was die Satire mich kann? Alles!<«

Gernhardt hat, über die obskurantische Zweischneidigkeit des Tucholsky-Worts hinaus, in seiner sehr grundlegenden Studie *Warum ich nicht gern Satiriker bin und mich nur ungern als solchen bezeichnet sehe* (1984) auch überaus ungescheut und scheuklappenlos mit der eigenen Branche Tacheles geredet, mit ihr in mancherlei Weise abgerechnet, fast Gericht gehalten: Mit diesem »schillernden Haufen« der derzeit lebenden Satiriker, den eine ziemlich finstere Bagage zu nennen sicherlich noch korrekter wäre; diesem Auflauf aus »verhinderten Künstlern, verhinderten Lehrern und verhinderten Heiligen« als immerzu »jesusmäßigen Opfern« mit deshalb ganz besonderem Schutz- und Betreuungsanspruch; diesen Demikünstlern, so da mit »seit Jahrhunderten gleichen Methoden« ihre meist gußeisern dünnen Meriten als Kunst und zugleich Moral reklamieren und im gleichen Atemzug möglichst fette, möglichst staatlich subventionierte Kohle abzugreifen trachten, und dies mit dem insgesamt größtmöglichen Erfolg; vorgestellt hat ihr Kritiker den gleichfalls schon altgewohnten Kausalkonnex dieser Heroen- und Opfersippschaft und eines blindlings all jene Tickets abkaufenden Stammpublikums, dem sie in beidseits optimaler Distinktionsunwilligkeit ihre meist altbackenen und mehr oder weniger unterschiedslosen Späße andient zu beider Ichstärkung, einmal mit, einmal ohne Knete - um derart und dafür praktisch Märtyrerstatus, mindestens aber früher oder später staatlichen Ordensrang für sich und spätestens ihr Lebenswerk zu erheischen.

Und all dies, vieles jedenfalls, nicht zum wenigsten unterm Panier der Tucholsky-Rune als eines Heldenausweis-Blankoschecks. Satire darf und traut sich alles - was müssen diese Satiriker Kerle sein.

Doch, es hat was Verwegenes. Sie traun sich wirklich alles.

Magie eines Klassikerworts: Es blendet, wie einst Goethe- und Schillersprüche geblendet haben mögen. Und läßt die ohnehin nicht allzu stabilen Neuronen tanzen. Satire? Was war damit noch mal? Richtig: Darf alles. Es ist, als würden sie Christi Heilslehre nicht mehr nach den Parametern wahr-falsch, göttlich-menschlich usw. abfackeln, sondern mit der

Erörterung, ob Satire, und wenn ja, auch gegen den Kaiser Augustus und Herodes, alles darf, wirklich und wahrhaftig alles darf.

Gerechte Ironie will es, daß es im Zweifelsfall doch nicht funktioniert. Daß der Unfug, die allgemeine Kopfvernebelung, ausgerechnet und unverdientest dem Verfasser dieser kenntnisreichen Zeilen, nämlich im tatsächlich komplett unsatirischen Fall der Heinrich-Böll-Beleidigungssache aus dem Jahr 1991 - nicht zugute kam. Hätte er in den anwaltlichen Schriftsätzen und vor Gericht stur darauf gepocht, sein kleiner Text sei als »Satire« und keineswegs, so war's korrekt, als polemische Kurzkritik (»Invektive«) gemeint gewesen: Mit einiger Gewißheit hätte er unterm Dach des besonders gesetzlichen Kunstfreiheits- und Satireschutzes vom Bundesverfassungsgericht Recht bekommen - und Bölls armer Sohn Rene hätte die Kosten auf sich laden müssen. Gleichwohl glückte es ihm, dem Beklageten bzw. Klageerzwinger, damals und auch im nachhinein nicht, aus dem allgemeinen und öffentlichen Geschwätz der meist ungebetenen Kommentatoren wie unter Zauberbann, unter Suspension jeglichen Sinns, den alten Tucholsky rauszuhalten. Darf, so wurde unentwegt besorgt gefragt, Satire denn wirklich alles? Auch gegen einen so guten Menschen, gar einen Nobelpreisträger? Auch gegen Bölls per Tod ja besonders schutzlos gewordenen Heinrich?

Ausnahmsweise jedoch vermochte diesmal selbst Tucholskys Passepartout keine Deckung zu bieten. Sondern verwirrte, wie gehabt, nur restlos alles. Es hat was Hirnvernagelndes.

Seltsam, ja fast satirisch aber ist es schon: Daß dem Tucholsky ausgerechnet seine durchaus anfechtbarsten Gedanken und Schnellschüsse - auch etwa der »Linksdenker« Karl Valentin und das »Soldaten sind Mörder«-Ticket gehören hierher - zu den nachwirkendsten, totgequatschtesten gerieten. Ein - verkannter Künstler eben; ein Satiriker.

PS. Und noch während - nicht geschwindelt - dies zu Papier gebracht wird, kommentiert das »Schwäbische Tageblatt« die bundesweiten und speziell Tübinger Reibereien des Kritikers und Polemikers und Gesellschaftsaufklärers Wiglaf Droste mit den von ihm des Vergewaltigungs-Schwindels verdächtigten Interessengruppen »Wildwasser«, »Zartbitter« und »Tübinger Initiative für Mädchenarbeit« so unbehelligt wie ungerührt: »Was darf Satire? - Was muß Satire dürfen können?«

Da kann man halt nix machen.

Gek. Vorabdruck aus: Eckhard Henscheid, Gerhard Henschel, Brigitte Kronauer: *Kulturgeschicht*e der *Mißverständnisse. R*eclam, Frühjahr *1997*

Literatur-Konkret 1996, S. 20

Georg Fülberth

Staatlicher Naturzustand

Yves Ternon: Der verbrecherische Staat. Völkermord im 20. Jahrhundert. Hamburger Edition, Hamburg 1996, 400 Seiten, 58 Mark

Alles moderne Nachdenken über den Staat geht auf Thomas Hobbes (1588-1679) zurück. Auch wer es ausschließlich mit der parlamentarischen Demokratie hat, revidiert nicht mehr die von jenem Philosophen, der vielen unheimlich vorkommt, eingeführte Zweckbestimmung der Öffentlichen Gewalt: Es gilt, den Naturzustand - den Krieg aller gegen alle - zu beenden und dauerhaft zu verhindern. Staatsziel ist für ihn der Friede, oder, weniger süß ausgedrückt: die permanente Befriedung. Das bellum omnium contra omnes kommt bei Hobbes nicht in irgendwelchen Sagen aus grauer Vergangenheit vor, sondern ist doppelt präsent, er weiß aktuell, wovon er redet.

Erstens einmal war dieser Theoretiker ein Zeitgenosse des deutschen Dreißigjährigen Kriegs und des britischen Bürgerkriegs. Sechzehn Jahre vor seiner Geburt hatte in Paris die Bartholomäusnacht stattgefunden, von der man sich zu seinen Lebzeiten bestimmt immer wieder gern erzählte, zumal der Heranwachsende beobachten konnte, wie König Heinrich IV. dann bewerkstelligte, was der Philosoph später in seinem *Leviathan* voraussetzte: die Bändigung der - in diesem Fall: religiös - zerklüfteten Gesellschaft durch den Staat. Damit ist - zweitens - der mörderische Naturzustand nicht beseitigt, sondern nur unterdrückt. Nimmt man den Staat weg - zerfällt er etwa -, geht's wieder rund.

So weit Hobbes. Klassiker liefern Modelle, an denen man Geschichte messen kann, aber sie geben nie die ganze Wirklichkeit. Vergleicht man, dann gibt es überschießende Fakten, für die entweder neue Theorien gebraucht werden oder deren Abweichung durch die Bestimmung der Distanz zum Muster ziemlich exakt zu bemessen ist. Mit Hobbes vereinbar, von ihm aber nicht eigens behandelt ist die Tatsache, daß die staatliche Befriedung erst eintritt, wenn im Krieg nichts mehr zu holen ist: Im Gemetzel wurde klargestellt, wer oben steht und wer unten liegt, die Sieger haben sich verschafft, was sie aus den Verlierern nur immer herausholen konnten, der Grenznutzen weiterer Gewalttaten ist bei Null angelangt und würde bei Fortsetzung negativ werden. In diesem Moment wirft sich die erfolgreiche Partei zum Staat auf. Sie sorgt dafür, daß niemand sonst hochkommt.

Vorher aber darf gemordet werden. Da ist es gut, wenn es keinen Staat gibt oder wenn er ein Auge zudrückt. Die weitgehende Ausrottung der nordamerikanischen indigenen Bevölkerung ist ein Beispiel hierfür: Der König in Großbritannien war weit und hatte im übrigen auch nichts dagegen, und als die Siedlerkolonien sich selbständig gemacht hatten, ließ man teils noch ein bißchen den gewalttätigen Naturzustand weiterbestehen, teils ergriff die neue Öffentliche Gewalt für die Ihren nachhaltig Partei.

Es kommt vor, daß noch vor dem Abschluß des befriedenden Gesellschaftsvertrags sich ein Staat herausgebildet hat oder daß er weiterbesteht, wenn der Konsens wieder aufgekündigt ist. Dann wird er zur Beute. Wer sich seiner bemächtigt, macht ihn zur Parteiangelegenheit und wendet im Bürgerkrieg *seine gewalttätige* Potenz gegen den inneren Feind.

Ergebnis des Schlachtens ist eine weitgehende Homogenität: Das Gegnerische ist ausgeschaltet und wird für fremd erklärt. Unter der Parole »Cuius regio eius religio« entstanden in Deutschland - als Territorialfürstentümer - absolutistische Staaten, und das größere französische Vorbild ließ ebenfalls nur einen einzigen Glauben gelten. Auch nachdem sich später die öffentliche Gewalt nicht mehr religiös definierte, brauchte sie die Ausschaltung des Fremden. Es wurde dann in der Regel national bestimmt.

Hobbes' Bewunderer und Interpret Carl Schmitt hielt die Fixierung des Freund-Feind-Verhältnisses für *eine Voraus*setzung des gesellschaftlichen Zusammenhalts: Die Entstehung des Staatswesens durch Herstellung der Homogenität muß gleichsam ständig nachgespielt werden - eine fixe, aber wirkungsmächtige Idee.

In seinem Buch *Der verbrecherische Staat* befaßt sich Yves Ternon nicht mit Thomas Hobbes. (Im Gegensatz zu *diesem* ist er eher zivilgesellschaftlich drauf.) Sein Thema ist der »Völkermord im 20. Jahrhundert«. Doch die Geschichte der *Beispiele, die* er vornehmlich behandelt, der Genozide gegen die »Juden, Zigeuner, Armenier, Kambodschaner, Ruander und *vielleicht U*krainer«, liest sich wie eine Fall-Sammlung zu Hobbes. Es wäre dem Buch gut bekommen, hätte sein Verfasser sich bei dem britischen Denker theoretisch ein bißchen firm gemacht. Dann Wäre er nicht genötigt gewesen, mehrmals zwar mit Ausdruck, doch ziemlich unsicher herumzufuchteln, zum Beispiel mit dem Begriff »Totalitarismus«.

Die Ausrottung von zwei Dritteln der Armenier im Osmanischen Reich 1915/16 folgte dem Prinzip der gewaltsamen ethnischen Homogenisierung im schon bestehenden »Nationalstaat«. Dagegen resultierten die Völkermorde in Ruanda und Kambodscha aus der Wiederkehr des Naturzustands nach dem Zerfall von - teilweise kolonialer - Staatlichkeit. Der deutsche Genozid an Juden und »Zigeunern« allerdings sprengt die - wenngleich ihrerseits makabren - klassischen Muster. Unverkennbar war die Homogenisierung des »Staatsvolks« nur fiktiv. Die Juden gehörten ihm, was Deutschland betraf, an,

und in den eroberten Ländern wäre dieses Motiv ohnehin ohne Belang gewesen. Es ist der einzige Fall, in dem ein neues Interpretations-Modell vonnöten ist, wozu Ternon allerdings nichts beiträgt.

Im Fall der UdSSR kann er ein Fragezeichen nicht vermeiden: »Völkermorde in der Sowjetunion?« Die Vernichtung der Kulaken und auch die »Große Säuberung« *1936-1938* faßt er nicht unter diesen Begriff, denn Genozid ist die vorsätzliche Tötung von Menschen allein aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einer als feindlich *stigmatisierten Gruppe* (die meist als Ethnie definiert wird). *Dieser Fall* war für Ternon *1932/33* in der Ukraine *gegeben: Die* sowjetischen Behörden hätten durch Beschlagnahmung der *gesamten Ernte* gezielt eine Hungersnot herbeigeführt, um die Bauern auszurotten. Die Absichtlichkeit dieses Vorgehens ergibt sich seiner Meinung nach daraus, daß die UdSSR gleichzeitig Getreide *exportierte. Nun* ist der Stalinismus gerade in dieser Zeit durch zahlreiche Fälle horrender Fehlplanung mit katastrophalen Folgen gekennzeichnet, in denen massenhafte Vernichtung von Menschenleben zwar teils gleichgültig, teils billigend, teils ignorant in Kauf genommen wurde, eine strategische Absicht aber nicht unbedingt vermutet werden kann. Auch Ternon stellt fest, daß der letzte Beleg fehlt: »Wenn die Akten der sowjetischen Archive die Vorsätzlichkeit dieses Verbrechens beweisen - im Augenblick schweigen sie noch zu diesem Thema -, so waren die ukrainischen Bauern 1932 und 1933 Opfer eines Völkermords.«

Das Buch *Der verbrecherische Staat* ist nicht nur in historischer, sondern auch in aktueller politischer Absicht geschrieben. Der letzte von Ternon behandelte »Fall« ist »Die Tragödie in Jugoslawien«. Das Interesse des Verfassers gilt den Möglichkeiten der militärischen Intervention und der strafrechtlichen Verfolgung.

Es handelt sich um zwei voneinander zu scheidende Themen: Interventionen finden immer im *Interesse derer statt, die sie* unternehmen. Völker- und Menschenrechtsverletzungen können ihrer Legitimation dienen, ohne daß sie der tatsächliche Grund des Eingriffs sind. Noch einmal Hobbes: Für ihn bestand in der Außenpolitik der Naturzustand fort. Immerhin gelten für die internationalen Beziehungen, im Unterschied zum Bürgerkrieg, einige diplomatische und völkerrechtliche Tanzstunden-Regeln.

Für eine strafrechtliche Verfolgung der Taten Öffentlicher Gewalt aber hat das positive Recht keine Handhaben. Denn es ist der jeweilige Staat selbst, der definiert, was ein Verbrechen ist. Halten sich seine Militärs und Beamten an die Gesetze, gehen sie straffrei aus. Tun sie es nicht, kann nur die Justiz des eigenen Landes darüber befinden. Nach dem etwaigen Erlöschen des jeweiligen Staates gilt die Maxime »Nulla poena sine lege«.

Das Nürnberger Militärtribunal zog stattdessen das überpositive und vormoderne Naturrecht heran. Eine spätere Verstetigung dieser Praxis unterblieb trotz der UN-»Konvention zur Verhütung und Bestrafung des Genozids«. Ternon führt dies auf nationalstaatliche Bornierungen zurück, wahrscheinlich zu Recht. Er müßte erklären, weshalb sie in Nürnberg keine Bedeutung hatten. Da er begriffsschwach ist, denkt er nicht an die Möglichkeit, daß die Singularität dieses Falls aus der Art des dort geahndeten Verbrechens, für das es keine Parallele gibt, resultiert.

Unabhängig davon bleibt für die Verfolgung von Staatsdelikten ein prinzipielles Problem: Delegation von Strafbefugnissen setzt ein Organ voraus, das sie ausüben kann. In einer solchen regionalen oder globalen Öffentlichen Gewalt werden sich die Machtverhältnisse des vorangegangenen (und wahrscheinlich noch fortbestehenden) internationalen Naturzustands ebenso abbilden und durchsetzen wie einst im absolutistischen Staat und in seinen liberalen (sowie sozialistischen) Nachfolgern. Im Fall des gekidnappten und verurteilten Präsidenten von Panama war nicht Völkermord das Delikt. Die Sanktion traf einen Verlierer, und ausschließlich auf dieser Seite werden in absehbarer Zeit die Angeklagten zu suchen sein.

Literatur-Konkret 1996, S. 22

Gerhard Scheit

Ontologie der Gewalt

Zwei Neuerscheinungen beschwören den Mythos der Gewalt und des Fortschrittdenkens

In *Die Ordnung des Terrors - Das Konzentrationslager* konnte Wolfgang Sofsky vor einigen Jahren einige bequeme Vorurteile und beliebte Klischees der Faschismus- und Totalitarismustheorien außer Kraft setzen. Seine vielfach beachtete Analyse der Struktur des NS-Lagersystems kam zu dem Ergebnis, daß es sich hier weniger um das *von oben* gesteuerte Wirken einer anonymen Bürokratie und eines zentralistischen Apparats als um die selbstbestimmte und kreative Arbeit in einem dezentralisierten Verband handelte - »mit einem hohen Grad an Delegation, Flexibilität, lokaler Entscheidungsfreiheit, spontaner Improvisation ... Der Täter war kein Untertan. Er tat mehr, als er mußte ... Ohne die Täterschaft Zehntausender, ohne die Kollaboration und die Interessensgemeinschaft mit den Nutznießern hätte das Lagersystem nicht lange existiert.«

Sofsky abstrahiert dabei weitgehend von den besonderen Bedingungen jener Gesellschaft in Deutschland und Osterreich, die diese Täter, die der Begriff des Untertans nicht mehr erfassen kann, hervorgebracht hat - und entzieht sich darum auch provozierenden Fragen, die ein Autor wie Daniel Goldhagen zur Bestürzung der deutschen Professorenschaft zu beantworten sucht: Warum gerade in Deutschland und Österreich?

Stattdessen versucht Sofsky eine andere, allgemeinere Ableitung, die der Foucaultschen Machttheorie zum Verwechseln ähnlich sieht: »Die Militärkaserne, das Gefängnis und die Strafkolonie jedoch, das Spital, das Arbeits- und Irrenhaus, diese totalen Institutionen sind Laboratorien einer Macht, in denen ... die Verwandlung des Menschen betrieben wird. Hier sind jene Strategien der Macht entstanden, auf die das Regime der Konzentrationslager umstandslos zurückgreifen konnte.« Umstandslos eben nicht - sollen Radikalität und Differenzierungskraft sich nicht gegenseitig ausschließen, dann wären genau diese Umstände zu analysieren. Wenn »der organisierte Terror in den deutschen Lagern seine extremste Form« erreichte, dann bleibt die Frage, worin das Extreme besteht und warum es in den deutschen Lagern entstand und nirgends sonst. Immerhin hält Sofsky in seinem alten Buch noch an einer gewissen Historisierung fest - er geht davon aus, daß der organisierte Terror von Tendenzen herrührt, »die in der modernen Gesellschaft angelegt sind«. Aber was ist nicht alles angelegt in dieser modernen Gesellschaft?

In seinem neuen Buch *Traktat über die Gewalt* gibt der Autor nun auch diesen Anschein von historischem Denken preis und reanimiert unverhohlen das Wesen des mythischen Denkens - denn so liest sich das Ende der Geschichte auf gut deutsch: »Dem Naturzustand folgen Herrschaft, Folter und Verfolgung; die Ordnung endet im Aufruhr, im Fest des Massakers. Die Gewalt bleibt allgegenwärtig. Sie durchherrscht die Geschichte des Gattungswesens von Anfang bis Ende. Gewalt schafft Chaos, und Ordnung schafft Gewalt. Dieses Dilemma ist unauflösbar.« Und der Traktat-Schreiber richtet sich - wie einstmals der Philosoph im Schwarzwald - häuslich darin ein: »Der Mythos ignoriert die Vielfalt der Entwicklungen und Formen, die Stillstände und Rückschritte.«

Die Gewalt wird diesem Mythos zum einzigen Gott, der alles bewegt - zum unbewegten Beweger: »Was führt die Menschen zueinander? Die Antwort ist eindeutig. Gesellschaft gründet weder auf einem unaufhaltsamen Drang zur Geselligkeit noch auf Notwendigkeiten der Arbeit. Es ist die Erfahrung der Gewalt, welche die Menschen vereinigt.« Daß Gewalt etwas mit der Produktion und Aufteilung des Reichtums zu tun hat, daß die Inhaber des Gewaltmonopols immer bestimmte Interessen haben, wird wie alle anderen Motive einfach ausgeblendet: So verliert der mythische Denker auch den genauen Blick für die Phänomene - alles Hstorische dient ihm nur mehr zur Illustration des Unhistorischen, des Mythos; alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis - das Ewig-Gewalttätige zieht uns hinab.

Das mythische Denken vereinigt Gegensätze, ohne es zu merken, denn es reflektiert nicht: Einmal proklamiert Sofsky die »Nutzlosigkeit des Schmerzes. Der Schmerz ist der Schmerz. Er ist kein Zeichen und übermittelt auch keine Botschaft. Er verweist auf nichts.« Wenige Seiten später hat der Autor aber seine Meinung wieder vergessen und schreibt: »Der Schmerz ist das leibhaftige Vorzeichen des Todes.«

Die Ontologie der Gewalt produziert letztlich nichts als banale Tautologien: »Das Opfer ist langsamer als der Täter. Weil die Gewalt rasch ist, ist das Opfer überrascht ... Der Überfall verbreitet Angst und Schrecken. Er verwandelt Gewalt in Terror ... Die Maske verhüllt die wahren Absichten, und sie verbirgt die eigene Existenz ... Instrumentell ist Gewalt, sofern sie Mittel zum Zweck ist.« Solche raunend vorgetragenen Nullsätze finden sich zuhauf; der Autor steigert sich förmlich ins Tautologische hinein. Seine vielleicht schönste Blüte zum Abschluß: »In der ewigen Verdammnis hingegen gibt es keine Erlösung.«

Der Mythos der Gewalt, den Wolfgang Sofsky beschwört, versteht sich als Antwort auf ein Fortschrittsdenken, wie es die in den USA lehrende Menschenrechts-Theoretikerin Rita Maran am Ende ihres Buches *Staatsverbrechen. Ideologie und Folter im Algerienkrieg* geradezu hochleben läßt: »Gewiß ist keine Doktrin gegen Mißbrauch gefeit, doch gerade die

internationalen Menschenrechte bieten die geeigneten Strukturen, um den Schutz von Rechten unabhängig von jeder Ideologie zu gewährleisten ... Die Tatsache, daß Einzelstaaten und die Weltgemeinschaft massivere Mittel zur Bekämpfung der Folter für notwendig halten, bezeugt, daß sie immer noch eingesetzt wird, gibt aber auch Anlaß zu Optimismus, daß diese Praxis ebenso wie die Sklaverei abgeschafft werden wird. Die verstärkte Anwendung der internationalen Menschenrechte mag zwar nicht sofort zu perfekten Ergebnissen führen; dennoch hat sich der weltweite Menschenrechtsschutz in der relativ kurzen Phase seit dem Inkrafttreten dieser völkerrechtlichen Bestimmungen nachweisbar verbessert. Wir dürfen daher hoffen, daß die Folter noch zu unseren Lebzeiten endgültig verschwinden wird.«

Dieses Happy-End im Stile einer Feiertagsrede erstaunt um so mehr, als die Seiten davor durchaus das Gegenteil nahelegen könnten. Schließlich zeigt das im Stil einer akademischen Abhandlung geschriebene Buch vor allem, wie nützlich die Ideologie der »zivilisatorischen Mission« dem französischen Staat war, um die Anwendung der Folter zu legitimieren: Sie gab vor, die Folter zu gebrauchen, um die Folter abzuschaffen. Da die Studie diesen Widerspruch festzuhalten, ihn sogar historisch aus der Französischen Revolution abzuleiten vermag, können hier wichtige Einblicke in den Verlauf der Debatten und in die Diskurse der französischen und algerischen Intellektuellen (neben Beauvoir, Camus, Sartre, Malraux, Fanon die hierzulande weniger bekannten Alec Mellor, Pierre-Henri Simon, Ferhat Abbas, Yacef Saadi, Germaine Tillion, Albert Memmi, Gisele Halimi) und des französischen Staates (Politiker wie De Gaulle, Mitterand, Wuillaum, Mollet; Militärs wie die Generäle Massu und Bollardière) vermittelt werden - ehe der Vorhang des Fortschrittsoptimismus über dem Schlußtableau der Vereinten Nationen fällt. Sogar die »ökonomischen« Motive und Interessen des Staates - die sich schließlich bei der Beschwörung der Menschenrechte wieder verflüchtigen - werden zur Sprache gebracht, soweit das System des Kolonialismus behandelt wird und jene Formen der »Ausbeutung« ausgespart bleiben, die dem Kolonialismus gefolgt sind.

Immerhin bietet Marans Buch über die Folter die Möglichkeiten einer immanenten Kritik. Die Dialektik der Aufklärung wird darin entfaltet, ehe sie in eine widerspruchslose, »reine« Aufklärung zurückgeführt werden soll. An seinem Endpunkt angelangt, erscheint freilich Marans Fortschrittsdenken ebenso mythisch wie etwa Sofskys Ontologie der Gewalt.

Rita Maran: *Staatsverbrechen. Ideologie und Folter im Algerienkrieg.* Aus dein Amerikanischen übersetzt von Linda Gränz. Europäische Verlagsanstalt, Hamburg 1996, 362 S., 68 Mark

Wolfgang Sofsky: *Traktat über die Gewalt. S.* Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1996, 239 S., 32 Mark

Literatur-Konkret 1996, S. 24

Peter O. Chotjewitz

Bei den Patriarchenteichen *

Es gibt keinen besseren Kommentar zur Geschichte der Sowjetunion als Bulgakows Gesammelte Werke, die nun erstmals vollständig vorliegen

Am *28.* März *1930* schrieb Michail Bulgakow seinen bekannten Ausreiseantrag an die Regierung der UdSSR. Der Antrag offenbarte ein existenzielles Problem des Autors, denn seine Arbeit setzte voraus, daß er Moskau, wo er für sich und seine Frau Jelena Sergejewna mal eben ein Zimmer in einer WG mit Hausbuch hatte, gerade nicht verließ.

Konkreter: Ihre Einzigartigkeit - auch im internationalen Vergleich - erreichten seine Romane und Komödien erst durch die Sowjetunion; das heißt durch intime Kenntnis, Analyse und Darstellung des politischen Systems, das dieses Werk bis zuletzt nicht ertragen konnte.

»Nichts ist furchtbarer für einen Autor, als seinen Ort und seine Zeit zu erkennen«, schreibt Juri Trifonow. Für den Leser freilich ist kein Autor furchtbarer, als der, für den Zeit und Ort nicht furchtbar sind.

Bulgakow brauchte das bolschewikische System, das ihn in doppeltem Wortsinn abstieß, um Werke zu schaffen, die seit der ersten, noch zögerlichen Wiederentdeckung des Autors Mitte der sechziger Jahre zur Weltliteratur gehören - nicht nur sein häufig hervorgehobenes opus magnum *Der Meister und Margarita,* an dem er noch auf dem Sterbebett arbeitete. Sie sind ein Indiz dafür, daß die Ablehnung der Abwege des Sozialismus nicht mittels Literatur erfolgen muß, die miserabel ist - eines Beweises, der uns meistens verweigert wird.

Sein Werk ist übrigens auch geeignet, einige Mißverständnisse über den Begriff Satire zu korrigieren. Satire, das macht sein Stil deutlich (mehr in der Prosa als in den Stücken), ist nichts, was man in einer Satirezeitschrift veröffentlichen könnte. Wo Satire draufsteht, kann keine drinstehn.

Wie hoch liegt die Latte?

Was Homer für die Zeit des trojanischen, Grimmelshausen für die Zeit des dreißigjährigen Krieges, Proust für Frankreich vor dem ersten Weltkrieg war, ist Bulgakow für die nationalrevolutionäre Epoche Rußlands. In der Zeit, grob gesagt, zwischen dem Sturz des »zaristischen Selbstherrschers« (Bulgakow) und dem Tod des Autors *1940.* Es gibt, und deshalb empfehle ich diesen Autor nachdrücklich, keinen besseren Kommentar zur Geschichte der Sowjetunion, als die fast fünftausend Seiten Romane, Erzählungen und Theaterstücke dieser Gesamtausgabe.

In Tschechows Erzählungen drängt noch alles zur sozialen Revolution. Das Wort kommt nicht vor, keiner spricht von der Zukunft oder der Notwendigkeit einer Veränderung. Die Personen und Ereignisse verweisen auf einen gesellschaftlichen Kontext, der gewaltsam gebrochen werden muß. Bulgakow beschreibt bereits das Dilemma nach dem Gewaltakt.

So unerhört ist der Epochenbruch, so atemlos die Geschichte, daß keine Zeit blieb für einen Autor dazwischen, einen Zwischenautor gewissermaßen, in dessen Werk so etwas wie Glück oder Zufriedenheit über die Revolution aufscheint. Das spricht nicht gegen die Zertrümmerung der alten Ordnung. Dieser Punkt wird heute gerne übersehen: Die soziale Revolution war unvermeidlich. Das erkennt auch Bulgakow an. Natürlich fühlt er sich als angehender Arzt und Mitglied einer privilegierten Klasse bereits durch die erste Revolution von *1917* - die gewissermaßen noch bürgerliche - aus einer Idylle gerissen. Man lese *Kiew - Die Stadt* von *1923:* »Die legendären Zeiten rissen ab!«

Er schwankt politisch, schließt sich zeitweilig den Konterrevolutionären an. Der Konflikt ist meisterlich in der *Weißen Garde,* dem Roman über die Ereignisse in seiner Heimatstadt Kiew ausgeführt. Polen, Ukrainer, Deutsche, Weiße, Rote gaben sich monatelang die Klinke in die Hand. Neben Victor Serges *Die eroberte Stadt* ist *Die weiße Garde* eine der besten Darstellungen der Folgen der Revolutionen von *1917.* Andererseits: Man braucht nur die *Aufzeichnungen eines jungen Arztes zu* lesen, in denen Bulgakow seine Erfahrungen als leitender Arzt im Semstwokrankenhaus Nikolskaja (Smolensk) polemisch zuspitzt. Da wird nichts beschönigt, ist keine Idylle zu spüren. Der Autor selbst spricht hier von »ägyptischer Finsternis«.

Aber die revolutionäre Epoche ist nicht nur Stoff, Material, Thema und Quelle politischer Philosophie, sondern auch Facette eines Gegenstands, um den es eigentlich geht. Bulgakow ist offensichtlich Nationalist. Die Nation aber, von der er nicht loskommt, ist, seiner ukrainischen Herkunft zum Trotz, Rußland - das große, imperiale Rußland mit allen seinen territorialen Erwerbungen seit Iwan dem Schrecklichen (dem sich ja auch Stalin verpflichtet fühlte, der diesem Iwan nur vorhielt, er sei manchmal nicht weit genug gegangen).

So kam es zu einem zweiten berühmten Ereignis in Bulgakows Biographie. Anruf Stalins, 18. April 1930: »Wenn Sie ausreisen wollen, dann bitte. Aber wollen Sie das wirklich?« - »Ich glaube, daß ich nur in Rußland schreiben kann«, antwortete der Dichter, und Stalin, der sich Bulgakows *Die Tage der Turbins,* die Bühnenversion der *Weißen Garde,* im

Moskauer Künstlertheater nachweislich fünfzehn Mal angeschaut hatte, kommentierte das Eingeständnis des Autors: »Das sehe ich auch so.«

Genutzt hat ihm Stalins Bewunderung wenig. Der wollte oder konnte sich nicht durchsetzen gegen einen bornierten Literaturbetrieb, den er zwar verachtete, jedoch brauchte. So wenig Bulgakows Literatur geeignet war, den Aufbau der Sowjetunion zu einer international geachteten, wissenschaftlich-technisch modernen Großmacht zu begünstigen (die auch Bulgakow wollte. Er war kein Reaktionär wie etwa Solschenizyn), so wenig konnte Stalin es sich leisten, Nischen für diese Art von Systemkritik einzurichten.

Bulgakow bekam eine Anstellung am Moskauer Künstlertheater, konnte sich mit Auftragsarbeiten (u.a. für das Bolschoi) mehr schlecht als recht über Wasser halten und blieb ähnlich wie Pasternak auch in der Phase des großen Terrors verschont, erlitt also wenigstens nicht das Schicksal von Mandelstam, Babel und vielen anderen. Doch seine Werke blieben verboten. Seine Bücher wurden nicht gedruckt, seine Stücke nicht gespielt. Selbst eine Auftragsarbeit wie der Roman *Das Leben des Herrn Molière* für Gorkis Reihe *Das Leben hervorragender Menschen* blieb in der Schublade, so wie das zuvor geschriebene Molière-Stück *Die Kabale der Scheinheiligen.*

Bulgakow besaß einfach die unbeherrschbare Fähigkeit, jeden Stoff so zu interpretieren, daß er die Gegenwart illuminierte. Selbst scheinbar unverfängliche historische Themen, wie den Moliere oder, noch drastischer, den Prozeß Jesu (im *Meister und Margarita)* werden bei ihm zum Paradigma seiner eigenen Epoche. Ohne das Sujet - Molière und der Sonnenkönig - seines geschichtlichen Ambientes zu entkleiden, gestaltet er Stück und Roman doch zum Reflektor der Gegenwart der Sowjetunion nach dem Beginn der Ausschaltung linker und rechter Opposition und der Eröffnung eines neuen zaristischen Zeitalters. Das verrät schon der Titel. *Kabale der Scheinheiligen, so* könnte auch ein Stück über Chruschtschow, Malenko und alle die vielen anderen Satrapen des Magiers Stalin geheißen haben.

Wer sich die Gesamtausgabe leistet, sollte *Manuskripte brennen nicht* von Julie Curtis mitnehmen, *Eine Biographie in Briefen und Tagebüchern,* die schon 1981 erschien. Mit den Tagebüchern hatte es eine Bewandtnis: Sie wurden, zusammen mit Manuskripten, 1926 von der GPU beschlagnahmt - im Zuge von Maßnahmen gegen die Zeitschrift »Rossija«, die Teile der *Weißen Garde* gedruckt hatte. Drei Jahre lang bemühte ich Bulgakow um die Rückgabe. Als er sie 1929 endlich erhielt, verbrannte er sie sofort, um zu vermeiden, daß sie abermals dem Staatsschutz in die Hände fallen könnten. Es war mehr als ein Autodafé, wie die Vernichtung der ersten Fassung von *Der Meister und Margarita.* Es war ein Fanal für das Wesen der Diktatur des Proletariats, und sechzig Jahre lang betrauerte die literarische Welt den Verlust. Dann - etwa 1989 also - stellte sich heraus, daß die GPU vor der Rückgabe eine Abschrift angefertigt hatte. Zwar enthalten die einzelnen Bände der Ausgabe »literaturgeschichtliche Anmerkungen« von Ralf Schröder, doch diese können die Biographie nur andeuten.

Nun sagen Sie vielleicht: Quatsch, ich hab die alten Luchterhand-Ausgaben aus den 60er Jahren (wahlweise die damaligen Originalausgaben von Volk & Welt/ DDR), die reichen mir, aber das wäre Mumpitz. Erstens einmal war bisher nur ein kleiner Teil publiziert, und zweitens, die damaligen Ausgaben waren noch stark gekürzt. Chruschtschow, Breschnew, Sie verstehen. jetzt, versichern uns die Herausgeber, ist editorisch alles korrekt, und ich muß das glauben. Ich kann auch nicht beurteilen, ob sie wirklich keine imposanten Texte unterschlagen haben.

Wir danken also dem Verlag, der jetzt auf einer Menge totem Kapital sitzt, dafür aber auf lebendigen Büchern, auch »Jan Philipp Reemtsma für die Unterstützung dieser Ausgabe«, natürlich den Übersetzern Renate und Thomas Reschke, und verbringen eine Woche statt Urlaub im Bett, um die 650 Mark einzusparen und zu lesen.

So 'nen schönen billigen Urlaub hat man selten.

---

* Bei den Patriarchenteichen wird im dritten Kapitel von *Der Meister und Margarita* der Literaturredakteur und Schriftstellerverbandsvorsitzende Berlioz von einer Straßenbahn geköpft. Eine Art Gottesbeweis.

Michail Bulgakow: *Gesammelte Werke. Aus* dem Russischen von Renate und Thomas Reschke. *13* Bände, hrsg. von Ralf Schröder, Verlag Volk & Welt, Berlin *1996, 617* Mark (Subskr.)

Literatur-Konkret 1996, S. 26

Otto Köhler

Ein SS-Mann schreibt Geschichte

Der Historiker Ulrich Herbert hat eine Biographie über Werner Best, eine Zentralfigur der NS-Vernichtungspolitik, veröffentlicht. Sie wirft ein Schlaglicht auch auf die bundesdeutsche Geschichtsschreibung über den Nationalsozialismus

Im November 1931 geschah, wie sich Heinrich Brüning später wehmutsvoll erinnerte, »ein Ereignis, das alle Hoffnungen in Frage stellt«. Die durchaus nicht unchristliche Hoffnung des Reichskanzlers vom katholischen Zentrum war, die Sozialdemokraten, die seine Regierung tolerierten, durch die NSDAP zu ersetzen. Darüber hatte er mit dem Hoffnungsträger Hitler noch am 10. Oktober gesprochen. Probelauf sollte in Hessen sein, nach den bevorstehenden Landtagswahlen. Und dann dies: Der hessische Innenminister Wilhelm Leuschner veröffentlichte am 21. Oktober einen Putschplan der NSDAP, die sogenannten Boxheimer Dokumente mit detaillierten Vorbereitungen der Nazis für die Machtübernahme »nach dem Wegfall der bisherigen Staatsbehörden«.

Damit war für Brüning der Traum, Hitler und seine Partei durch Aufnahme in die Regierung zu »zähmen«, dahin. Autor der Boxheimer Dokumente war der 28jährige Gerichtsassessor Werner Best. Obwohl Hitler offiziell auf Legalitätskurs blieb und sich distanzierte, empfing er den Übeltäter auf das freundlichste. Best: »Er entschuldigte sich geradezu für das Verbalten der Parteileitung und des >Völkischen Beobachters< gegen mich.« Und die hessische NSDAP drohte der untersuchenden Justiz ganz offen: »Man soll Schriftproben machen und Schreibmaschinenuntersuchungen. Man soll verwickelte Fragen durch Reichsgerichtsräte stellen, daß es nur so kracht. Das läßt uns kalt und wird uns im Endeffekt gleich sein ... Eine kommende Zeit wird die Sprache der brutalen Gewalt sprechen, und wir wissen nicht, ob sie untersuchende Reichsgerichtsräte schonen wird.«

Es gab sie nicht, jedenfalls nicht solche, die nach Recht und Gesetz untersuchen wollten. Ein Jahr nach Veröffentlichung der Boxheimer Dokumente wurde Best außer Verfolgung gesetzt. Mit einer Begründung, wie sie vom Reichsgericht nicht anders zu erwarten war: Die in den Dokumenten genannten Maßnahmen - »... ohne Verfahren auf der Stelle erschossen« - hätten sich gegen ein kommunistisches Revolutionsregime, nicht gegen die legale Regierung gerichtet, Hochverrat liege somit nicht vor. Bests erstes Zusammentreffen mit der deutschen Justiz im demokratischen Staat hatte sich als erfolgversprechend für die Zukunft nach dem NS-Staat erwiesen.

Mit der Machtübergabe wurde der aus dem Staatsdienst entlassene Best wieder eingesetzt und stieg schnell auf - im März 1933 zum Staatskommissar für das Polizeiwesen, im Juli zum Landespolizeipräsidenten. Er wurde zweiter Mann neben Reinhard Heydrich im Reichssicherheitshauptamt, das er organisierte. Er beseitigte die Reste der Rechtsstaatlichkeit, schuf ein neues Polizeirecht, wurde aber Heydrich zu mächtig und 1940 »zum Wehrdienst beurlaubt«. Als Kriegsverwaltungschef beim Militärbefehlshaber in Paris oblag ihm - qua Erschießungen und Deportationen von Juden - die Bekämpfung der französischen Widerstandsbewegung. Doch im November 1942 wurde er als Reichsbevollmächtigter ins besetzte Dänemark geschickt. Und damit begann aus dem Nazi-Saulus ein Paulus zu werden, der Juden rettete - wenn man der bisherigen Geschichtswissenschaft glauben möchte.

Doch die ist blamiert, seit der Historiker Ulrich Herbert im Frühjahr 1996 die erste umfassende Biographie über Werner Best veröffentlichte. Für Best war es entscheidend, wie seine Rolle bei der deutschen Judenaktion in Dänemark beurteilt wurde. Davon hing - so Herbert - »in den Nachkriegsprozessen gegen ihn sein Leben ab«. Und sein Nachleben. Herbert: »Auch für die Geschichtsschreibung stand diese Frage im Vordergrund: jemand, der auf eine - wenn auch unklare - Weise irgendwie an der >Rettung der dänischen Juden< beteiligt war, hatte Aussichten, auch insgesamt positiv beurteilt zu werden. Es ist Best tatsächlich gelungen, seine Lesart der Geschehnisse vom September 1943 nicht nur vor Gericht, sondern auch in der deutschsprachigen Historiographie in erstaunlichem Maße durchzusetzen.«

Heinz Höhne, der renommierte Zeitgeschichtsromancier des »Spiegel«, bot eine besonders spannende Version, die Best gleich in eine ganz Phalanx widerstrebender SS-Führer einfügte. Die lief so: »Am krassesten offenbarte sich die leise Skepsis mancher SS-Führer in dem einstigen Gestapo-Justitiar und SS-Gruppenführer Dr. Werner Best, der als Reichsbevollmächtigter in Kopenhagen die Vernichtung des dänischen Judentums aktiv sabotierte.« Hitler habe den Abtransport der 6.500 dänischen Juden befohlen, der Dampfer »Wartheland« tuckerte in den Hafen von Kopenhagen, um die jüdischen Gefangenen an Bord zu nehmen, doch die Rettung war nah! Höhne: »Da entschloß sich Werner Best zur Abwehr. Der Reichsbevollmächtigte rebellierte gegen den Führer ... « Sobald er den Termin erfuhr, schreibt Höhne, »weihte« er seinen Vertrauten Ferdinand Duckwitz ein, und der bat den dänischen Widerstand, »die Führer des dänischen Judentums« zu alarmieren. Fast alle Juden konnten sich nach Schweden retten.

Höhne belegt seine Geschichte - wie andere Historiker auch - mit einer einzigen Quelle. Einer aus erster Hand: Werner Best: *Die deutsche Politik in Dänemark während der letzten 2 112 Kriegsjahre.* Eine Aufzeichnung aus dem Jahr 1960, bestimmt für die Verteidigung in Kriegsverbrecherprozessen.

Anders als Höhne hat Herbert die zeitgenössischen Akten geprüft. Ergebnis: Den Hitler-Befehl hatte Best erfunden, er selbst hatte die Judendeportation angeregt, und als sich Gerüchte darüber verbreiteten, hat er aus Angst vor den zu erwartenden Unruhen im Land nichts gegen die ohnedies nur schwer zu verhindernde Flucht der Juden unternommen; Hauptsache, Dänemark wurde judenfrei. Als »Großraumtheoretiker« hatte er in seinen Schriften stets dem »Führungsvolk« zugebilligt, »fremdes Volkstum total zu verdrängen oder zu vernichten«. Doch Höhne bedichtet die Best-Meldung nach Berlin (»Vom heutigen Tag an kann Dänemark als entjudet bezeichnet werden«) als »Eulenspiegelei«. Und der britische Historiker Robert Wistrich meint sogar: »Am Ende seiner Laufbahn scheint er zu jenem Respekt vor dem Recht zurückgefunden zu haben, zu dessen Abbau er in seinen früheren Jahren so viel beigetragen hatte.«

Doch da begann erst eine weitere, über vierzigjährige Laufbahn des Werner Best, die einem Ziel gewidmet war: das Recht zu sabotieren. Schon bevor er 1948 in Dänemark zum Tod verurteilt wurde, trat er im Hauptkriegsverbrecherprozeß in Nürnberg als Zeuge oder Sachverständiger oder - wie es einer der Ankläger formulierte - als »Vertreter der Gestapo vor diesem Gerichtshof« auf. Er dirigierte die Verteidiger von Gestapo und SD in Nürnberg und vergatterte sie auf eine einheitliche Version. Zur Festnahme von 20.000 Juden nach der Reichspogromnacht etwa: »Das war keine polizeiliche Maßnahme, sondern eine politische Maßnahme der Staatsführung, zu deren Ausführung die Gestapo lediglich verwendet worden ist ... « Die Gestapo - mißbraucht.

Bei seinem Prozeß in Dänemark erklärte er dann, die Konzentrationslager seien »Kuranstalten« gewesen und hätten eine fortschrittsfreundliche moderne Ausformung des ansonsten barbarischen Gefängniswesens dargestellt. Über Mißhandlungen in den KZs wollte er nichts hören, die hohen Todesraten unter den dänischen Kz-Häftlingen führte er auf deren mangelnde Resistenz gegen Infektionen zurück. Die US-Filmaufnahmen von Leichenbergen in den Konzentrationslagern bei Kriegsende seien reine Propaganda.

Auf Drängen der Bundesregierung wurde Best 1951 aus dänischer Haft entlassen. Der Heimkehrer fand zunächst Aufnahme in der Rechtsanwaltskanzlei des einflußreichen FDP-Politikers Ernst Achenbach, mit dem zusammen er 1941 beim Militärbefehlshaber um Vollmachten zur Inhaftierung aller Juden gekämpft hatte. Dann machte ihn Hugo Stinnes jr., der Best in Dänemark kennen- und schätzengelernt hatte, zum Justitiar seines Konzerns. Stinnes unternahm zusammen mit der nordrhein-westfällschen FDP - den »Jungtürken«, wie sie hießen - alles, um verurteilte Kriegsverbrecher freizubekommen.

Vor allem aber wollten sie neue Verurteilungen verhindern. Die drohten seit den sechziger Jahren, und Best, den die Freundlichkeit medizinischer Kapazitäten bis zu seinem Tod 1986 davor bewahrte, sich wegen Massenmords vor Gericht zu verantworten, koordinierte auch weiterhin die Verteidigung seiner Gestapo- und Sicherheitspolizei-Kollegen. So wurde er, ohne je selbst in einem Verfahren als Richter, Staatsanwalt, Verteidiger oder Angeklagter aufzutreten, einer der wichtigsten Juristen in den NS-Verfahren der Bundesrepublik Deutschland.

Eine mit ihm befreundete US-Historikerin, Miss Judith W. - ihr voller Name wird bei Herbert nicht genannt -, arbeitete im Auftrag von Best die einschlägigen Archive in der Bundesrepublik und in den USA durch, um herauszufinden, wo Belastungsmaterial für Best und seine Kameraden drohte. Sie beteiligte sich am Aufbau einer »Dokumentenhilfe« und warnte Best, daß über die bekannten Prozesse hinaus »eine ganze Welle neuer Prozesse« in Vorbereitung sei, die sogenannten »Schreibtischmörder-Prozesse«. Zum Schutz der angeklagten NS-Täter ließ Best von seinen Helfern eine umfangreiche Bettelschrift ausarbeiten - gerichtet an potentielle Geldgeber vom Bundesverband der Deutschen Industrie. Titel: *Die neuen Kriegsverbrecher-Prozesse und die Möglichkeiten wirksamer Dokumentations- und Argumentationshilfe.*

Dabei konnte Best vor allem auf das Auswärtige Amt und sein umfangreiches »Politisches Archiv« zählen. Sehr offen hieß es in der ersten Fassung seines Alarmrufs an die deutsche Industrie: »Das Politische Archiv des Auswärtigen Amtes ... wehrt sich gegen die Versuche des National-Archives, insbesondere des zuständigen Ressort-Chefs, Chefarchivar Wolf (Ju.), die noch nicht bearbeiteten, bzw. nicht ausgewerteten politischen Akten des alten AA, die sich in den ausgedehnten Kellerräumen befinden, filmen zu lassen. « Wobei, aus alter Tradition, »ju.« für Jude stand. Best, schon besser mit den Usancen des neuen Staates vertraut, strich den Hinweis auf die Untermenschlichkeit.

jedenfalls war - laut Bittschrift - das Politische Archiv des AA in einer schwierigen Lage: Seinem Leiter Dr. S., einem Mann aus dem »Archiv des alten AA«, stünden lediglich zwei qualifizierte Mitarbeiter zur Seite, die »quasi eine Dokumentations-Abwehr-Aufgabe zu bewältigen haben«. Und so heißt es weiter: »Dr. G., die Seele des Betriebs, bremst, wo er kann.« Doch könne auch er dem Druck nicht mehr standhalten. Es sei damit zu rechnen, daß die in deutschen Archiven liegenden Dokumente bald in NS-Verfahren genutzt würden.

Bei den von Herbert abgekürzten Namen handelt es sich um um Dr. Heinz Günther Sasse (1936 Verfasser der immer noch aktuellen Schrift *War das deutsche Eingreifen in die Bosnische Krise im März 1909 ein Ultimatum?),* Dr. Weinandy und Dr. Gehling. Dieser von Best besonders gelobte Legationsrat Dr. Theodor Gehling war bis zu seinem Ruhestand stellvertretender Referatsleiter im Auswärtigen Amt. Unter seiner Bonner Telefonnummer meldet sich eine männliche Stimme, die versichert, nicht Dr. Gehling zu sein und von ihm nichts zu wissen. Wie sich die von Best erwünschte

Bremser-Tätigkeit im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes auswirkte, ob Dokumente verschwanden oder umgestaltet wurden - das ist ein wichtiges Desiderat künftiger Forschung.

Aber nicht nur auf solchen eher untergründigen Wegen, sondern ganz offiziell hat der Mann, den manches Gericht als Massenmörder verurteilt hätte, wenn so etwas damals üblich gewesen wäre, unsere Geschichtsschreibung entscheidend mitgestaltet. Best *1969:* »Es haben sich eine beträchtliche Menge Historiker und an der Zeitgeschichte interessierte Persönlichkeiten an mich gewandt und mich nach Ereignissen befragt, welche ich bis *1945* erlebt hatte. Das Institut für Zeitgeschichte in München, welches bekanntlich nicht für die ehemaligen Nationalsozialisten eintritt, hat sich schon durch seinen ersten Leiter« - den Deutschnationalen Hans Rothfels - »an mich gewandt und mich bis zur Gegenwart ständig um Auskünfte zu einzelnen Fragen ersucht.«

Das läßt sich rechtfertigen, aber Best weiter: »Der Mitarbeiter des Instituts, Dr. Hans Buchheim, jetzt Professor für Politologie an der Universität Mainz und bekannt als Sachverständiger in NS-Prozessen, hat seine Publikationen und Gutachten über SS und Polizei zum großen Teil auf meine Informationen und auf lange Besprechungen zwischen uns aufgebaut.« Tatsächlich instruierte Best, wie Herbert herausfand, diesen wichtigen zeitgeschichtlichen Gutachter in Verfahren zu nationalsozialistischen Gewaltverbrechen seit *1955.*

Buchheims Gutachten, die zusammen mit denen anderer Verfasser als *Anatomie des SS-Staates* seit *1965* vielfach veröffentlicht wurden, waren nicht nur die Grundlage für die mühsam sich entwickelnden NS-Verfahren, sondern auch für die Forschung. Herbert: »Die jetzt [seit *19601* anstehenden Verfahren gegen NS-Verbrecher waren vielmehr erst der Anlaß für die westdeutsche Geschichtswissenschaft, sich damit eingehender zu beschäftigen. Die hierbei entstandenen Gutachten bilden denn auch bis heute den Grundbestand der zeithistorischen Forschung über die nationalsozialistischen Massenverbrechen.«

Und dieser Grundbestand des Wissens der Zeithistoriker beruht in manchen Teilen auf den Desinformationen des Heydrich-Stellvertreters und Massenmörders Werner Best. »In den letzten Jahren« - nämlich, wie Herbert herausfand, seit den Sechzigern - habe der schon erwähnte »Herr Höhne sich eingehende Informationen von mir geben lassen«. Und schrieb so seine SS-Serie für den »Spiegel« und sein vielzitiertes Standardwerk *Der Orden unter dem Totenkopf,* an dessen Ende er sich protokollgerecht bedankte: »... fühlt sich der Verfasser den Damen und Herren verbunden, die - ehemalige Mitglieder, Gegner und Opfer der SS - ihm immer wieder zu Informationen zur Verfügung standen.« Die Henker zuerst, die überlebenden Opfer zuletzt, alle hätten dieses Buch »entscheidend bereichert«. Reichste Quelle in den Fußnoten: »Mündliche Mitteilung von Herrn Dr. Werner Best.« Den Damen und Herren Opfern war der Mund längst zerfallen.

So ließ sich der »Spiegel«-Historiker von Best einblasen: »Der Befehl zum organisierten Terror aber ging an dem Mann vorbei, der die Grundlagen des gefürchteten Machtapparates gelegt hatte. Dr. Werner Best hatte erkannt, daß selbst für Juristen seines Schlages in dieser Welt kein Platz mehr war. Er nutzte die erste Gelegenheit, aus der Sicherheitspolizei auszuscheiden ... Fast wirkte es wie ein Symbol: Selbst die völkisch verkürzte, des liberalen Freiheitsbegriffes beraubte, aber wenigstens noch einigen schwachen Normen und Haltepunkten zugeordnete Rechtsauffassung des Werner Best galt nicht mehr - der Machtapparat Reinhard Heydrichs hatte jede Bremse verloren. Die Ära der Kriege und Massenmorde begann.«

Das schreibt Höhne über den Mann, der nach der von ihm betriebenen Zerstörung der letzten Rechtsnormen das Reichssicherheitshauptamt nur deshalb verlassen mußte, weil Heydrich ihn als Konkurrenten fürchtete. Herbert findet es bemerkenswert, daß Höhne »seine Konstruktion von Best« als »rechtlich denkenden >Bremser< Heydrichs« soweit ausdehnte, daß er »Bests Rolle als Organisator und Koordinator der Einsatzgruppen in Polen ganz ausblendet ... - ebenso wie Bests Funktion bei der Niederschlagung der >Röhm-Revolte<.« Für die Liquidierung der Röhmanhänger lieferte Best die Mordliste.

Herbert hält nicht ohne Sinn für Ironie Höhnes SS-Buch »mangels neuerer Gesamtdarstellungen nach wie vor für wichtig - auch deshalb, weil Höhne stark von Best als seinem Hauptinformanten beeinflußt war und das Buch (bis *1940)* in gewisser Weise die Bestsche Lesart der Geschichte der SS wiedergibt« - ein hübsches Kompliment.

Auch den Historiker Shlomo Aronson zog Best über den Tisch. Aronson bestätigt in seinem Buch über die Gestapo *(Reinhard Heydrich und die Frühgeschichte von Gestapo und SD,* Stuttgart *1971)* Bests Selbsteinschätzung, kein Rassist gewesen zu sein. Herbert weist nach, daß die gesamte Charakterisierung Bests von dem Charakterisierten selbst verfaßt ist, denn in der Dissertationsfassung des Aronson-Buches waren die entsprechenden Passagen noch als Best-Zitate ausgewiesen.

Und da ist dann noch der Fall Eberhard Jäckel. Herbert unterstreicht, daß jeder Historiker, der mit den in den Tübinger und Göttinger Archiven oder beim Bundesarchiv Koblenz hinterlegten Schriften Bests arbeiten wollte, dazu dessen Genehmigung bedurfte: »Oftmals, so im Falle von Eberhard Jäckel, war es dann Best selbst, der ein Gespräch vorschlug und sich an den Fragestellungen und Forschungsergebnissen der Historiker interessiert zeigte.« Und Jäckel, der schon vor dem »Stern« in seinen Büchern auf falsche Hitler-Dokumente hereingefallen war, ließ sich von Best füttern. Bests

Instruktionen wirken noch in seiner Rezension des Herbert-Buches für die »Zeit«. »Freilich war er am eigentlichen Massenmord nicht beteiligt gewesen«, behauptet Jäckel, obwohl er bei Herbert doch hätte lesen müssen, daß Best *1939* von Berlin aus den blutigen Weg der ersten Einsatzgruppen durch Polen dirigiert hatte.

Im übrigen hätte man erwarten können, daß sich der urteilsstarke Großhistoriker - Goldhagens Buch findet Jäckel »einfach schlecht« - zu seiner ominösen Verbindung mit Best äußert. Doch in seiner umfangreichen Rezension lobt er zwar Herberts Buch als »bahnbrechende Studie«, verwendet aber auf den Historiker- und Archiv-Skandal um Best, den Herbert enthüllt hat, nur den einen bescheidenen Satz: »Mit Darstellungen und Auskünften beeinflußte er sogar Historiker.«

1948 hatten die Dänen Werner Best zum Tod verurteilt. Durch seine Begnadigung erwiesen sie denjenigen unter den deutschen NS-Verbrechern, die nach *1945* in Westdeutschland irgendwelchen Justizermittlungen ausgesetzt waren, einen unschätzbaren Dienst. So zahlte sich der Einfall aus, den Best am *9.* August *1945* in seiner Kopenhagener Zelle hatte: seinen Opfern - »den gefallenen dänischen Freiheitskämpfern« - Verse ins Massengrab zu übermitteln.

So seid Ihr unserer Toten Kameraden,

dänische Freiheitskämpfer Ihr im Grab!

Und Ihr seid Sieger, blicket stolz herab

auf helle Früchte Eurer nächt'gen Taten!

Seid deshalb nicht des ewigen Hasses Hüter,

der unsre Völker heut zu trennen droht,

damit einst neu erblühn nach dieser Not

des Friedens und der Freundschaft edle Güter!

Die Landschaft blühte - und wer zuletzt Sieger blieb, das sehen wir heute.

Ulrich Herbert: *Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft. 1903-1989.* Verlag J.H.W. Dietz Nachf., Bonn *1996, 696* Seiten, *58* Mark

Literatur-Konkret 1996, S. 29

Oliver Tolmein

Von Nürnberg nach Den Haag?

Die Nürnberger Prozesse können heute nur bedingt herangezogen worden, um ein Völkerrecht zu statuieren

Die Einrichtung eines Internationalen Ad-hoc-Strafgerichts für das ehemalige Jugoslawien war im UN-Sicherheitsrat schnell beschlossene Sache. Und auch in der internationalen juristischen Debatte erhoben sich nur wenige Gegenstimmen: Zu groß war die Hoffnung, die seit Jahrzehnten stagnierende Entwicklung des Völkerstrafrechts dadurch spürbar zu beschleunigen. Daß gerade auch deutsche Juristen sich für das Jugoslawien-Tribunal stark machen, überrascht allerdings, denn gerade in der deutschen Diskussion wird den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen mit nachhaltiger Skepsis begegnet.

In dem Band *Nach Nürnberg* sowie in dem Buch *Strafgerichte gegen Menschheitsverbrechen* wird dieser Widerspruch aber nur kurz gestreift (im Beitrag des Bremer Rechtswissenschaftlers Gerhard Stuby über »Internationale Strafgerichtsbarkeit und staatliche Souveränität«). Vor allem der aktuelle Band aber, der die Referate einer Tagung versammelt, die im September 1995 in Nürnberg stattfand, blendet Kontroversen weitgehend aus: Einzelne Autoren haben zwar einen durchaus profilierten Standpunkt, es wird aber keine Auseinandersetzung entwickelt. Stattdessen dominieren Überblick-Artikel, die ähnlich langweilig-nachdenklich stimmen wie ihre Titel: »50 Jahre nach Nürnberg« oder »Gerechtigkeit ist ein Menschenrecht«.

In nur wenigen Sätzen verabschiedet der deutsche Völkerrechtler Christian Tomuschat die Kritik am Nürnberger Kriegverbrecherprozeß, die er teilt: Ihn interessiert an dem Verfahren von damals anscheinend gerade noch, daß »den Deutschen durch das Nürnberger Verfahren ein großer Dienst erwiesen wurde«, weil es für deutsche Richter eine wohl kaum lösbare Aufgabe gewesen (wäre), unter vielfachen Zwängen ein gerechtes Urteil zu sprechen«.

Ähnlich sieht es auch Richard Goldstone, der damalige Chefankläger des neuen Jugoslawien-Tribunals, der als herausragendes Moment des Verfahrens nennt, daß »Schuld auf Personen bezogen wurde ... Wer die Angeklagten auf der Bank von Nürnberg betrachtet, sieht eine Gruppe von Kriminellen, keine repräsentative Gruppe für das deutsche Volk... Die Nürnberger Prozesse hatten große Bedeutung dafür, daß die Schuld der Nazis nicht dem ganzen deutschen Volk zugeschrieben wurde.« Gemeinsam ist diesen Positionen - neben ihrer fragwürdigen Sicht auf die Täterkonstellationen im nationalsozialistischen Deutschland, die allerdings teilweise durch die Struktur des Nürnberger Prozesses unterstützt wird - ein eher instrumentelles Verhältnis zu diesem einzigartigen internationalen Gerichtsverfahren: Es interessiert vor allem als Ausgangspunkt für die Einrichtung des Jugoslawien-Tribunals.

Die Unterschiede zwischen dem einen und dem anderen werden vor allem in der mittlerweile besser entwickelten völkerstrafrechtlichen Dogmatik, in präziseren völkerrechtlichen Abkommen und der größeren Unabhängigkeit der urteilenden Instanz in Den Haag gesehen. Die ganz andere Dimension der Taten und die sich daraus ergebenden Legitimationsdefizite, die das Den Haager Tribunal hat, spielen dagegen kaum eine Rolle. »Vom einstigen Hauch des Weltgewissens, wie er Nürnberg umwehte, ist in Den Haag wenig zu spüren«, vermerkt der Nürnberger Sozialwissenschaftler Rainer Huhle immerhin noch, zieht daraus jedoch keine Konsequenzen.

Daß Skepsis gegenüber dem Völkerstrafrecht begründet ist, das selektiv und, zumindest gegenwärtig, nur den Interessen der Weltmächten folgend angewandt wird, dokumentiert der Beitrag der chilenischen Neurologin und Therapeutin Paz Rojas Baeza, die am Beispiel von Folteropfern aus der Zeit der Militärdiktatur eingehend beschreibt, welche traumatischen Folgen die Straflosigkeit der Täter auf die Opfer haben kann: Hier findet keine Intervention der vielbeschworenen Internationalen Gemeinschaft statt. Überhaupt sind die Aufsätze, die sich mit Menschenrechtsverbrechen und ihrer Nicht-Verfolgung in Lateinamerika, vor allem in Chile beschäftigen, noch die interessantesten.

Wer sich wirklich einen Überblick über die juristische Diskussion verschaffen will (die eminent wichtige politische Dimension wird aber auch hier weitgehend ausgeblendet), dem ist mit dem Band *Strafgerichte gegen Menschheitsverbrechen* besser gedient: In Christopher Simpsons Artikel wird die zeitgenössische Diskussion über die Nürnberger Prozesse anschaulich nachgezeichnet und damit, trotz der positiven Grundstimmung des Autors, eben auch Material für eine sehr skeptische Zukunftsprognose dieses Rechtsgebietes geliefert. Vor allem aber geht Herbert Jäger mit seiner Analyse »Makroverbrechen als Gegenstand des Völkerstrafrechts« tiefer auf die grundlegenden Probleme ein: Kann ein auf individuelle Verantwortung und Taten ausgerichtetes Strafsystem den Verbrechen in einer aus den Fugen geratenen Gesellschaftsordnung überhaupt gerecht werden? Was kann die Zielbestimmung eines Völkerstrafrechts, in dem Resozialisierung ja wohl ausscheidet, sein? Und wie ist das Verhältnis von politischer Opportunität und Strafanspruch in diesem Bereich zu sehen?

Auch Bernhard Graefrath, ehemals für die DDR Mitglied der UN-Völkerrechtskommission, bewegt sich mit seinem Beitrag über »Jugoslawien und die internationale Strafgerichtsbarkeit« jenseits der herrschenden Meinung im Völkerrecht:

Er kritisiert, daß der UN-Sicherheitsrat in Den Haag als Gesetzgeber auftritt, und stellt die Frage nach dem Verhältnis von einfachem, nationalen Strafrecht und Strafanspruch des internationalen Ad-hoc-Gerichts. Problematisch erscheint auch, daß das Statut des Jugoslawien-Tribunals nur äußerst dürftige Verfahrensregeln enthält.

Welche Konsequenzen es für das Völkerstrafrecht haben wird, daß ausgerechnet das Den Haager Tribunal die Nachfolge des Nürnberger Gerichtshofes angetreten hat, daß nach den Verbrechen der Nationalsozialisten gegen die Menschheit hier Verbrechen in einem Krieg abgeurteilt werden sollen, in dem neben den Kriegsparteien auch zahlreiche andere Staaten ihre politischen Interessen durchgesetzt und sich an den Verbrechen mittelbar und unmittelbar beteiligt haben, ist derzeit schwer absehbar.

Die Gefahr jedenfalls ist groß, daß dieses Instrument, das sich als Reaktion auf außerordentliche Verbrechen bewährt hat, sich in Zukunft nur als ein zusätzliches Instrument in den Konflikten um die Neuaufteilung von Herrschaftsgebieten und Einflußzonen erweist. Eine Analyse der Bedingungen und des tatsächlichen Verlaufs des Den Haager Prozesses wird deshalb spannender sein als die meisten Aufsätze der beiden vorliegenden Bücher.

Vorausgesetzt allerdings, daß neben das rechtsdogmatische auch ein rechtspolitisches Erkenntnisinteresse tritt.

Gerd Hankel/Gerhard Stuby: *Strafgerichte gegen Menschheitsverbrechen Zum Völkerstrafrecht 50 Jahre nach den Nürnberger Prozessen.* Hamburger Edition, Hamburg 1996, 536 Seiten, 68 Mark

Rainer Huhle (Hrsg.): *Nach Nürnberg Menschenrechtsverletzungen vor Gericht Zur Aktualität der Nürnberger Prozesse. Europäische* Verlagsanstalt, Hamburg 1996, 200 Seiten, 48 Mark

Literatur-Konkret 1996, S. 30

Rayk Wieland

Im »Zwielicht«

Zu den gesammelten Briefen von Franz Jung

Wieder häufiger gelesen und in Anspruch genommen, vor allem und mit guten Gründen in der ehemaligen DDR, wird in der letzten Zeit der Schriftsteller Franz Jung. Sein Werk war - sieht man einmal von *Der Weg nach unten (1961)* ab, seiner famosen Autobiographie und Lebensbilanz, die in den siebziger Jahren weithin gelesen wurde - nahezu komplett in Vergessenheit geraten und erfährt nun wieder, mehr als dreißig Jahre nach seinem Tod, größeres Interesse. Im vergangenen Jahr gab es Theateraufführungen in Magdeburg und Tübingen sowie eine Franz-Jung-Tagung in Urach.

Die Gründe für seine späte Wiederkehr dürften weniger in den schwer handhabbaren, auf eine merkwürdige Weise zugleich emphatischen und skeptischen Texten liegen, sondern eher in seinem abenteuerlichen, kurvenreichen Lebenslauf, der in der Tat geeignet ist, jung zu einer Art »Idealexistenz des *20.* Jahrhunderts« avancieren zu lassen, wie Fritz Mierau, der Herausgeber des jetzt bei Nautilus erschienenen Briefbandes, angemerkt hat. jung ist, so scheint es, bei nahezu allen bedeutenden Ereignissen in der ersten Hälfte des Jahrhunderts dabeigewesen, ohne ihnen allerdings selbst allzu große Bedeutung beizumessen. Anders aber als in gewissen Filmen, wo Gestalten kaum vergleichbaren Zuschnitts wie etwa Woody Allens Zelig oder Forrest Gump, wenn sie relevanten historischen Ereignissen beiwohnen, lediglich einen Dramaturgieeinfall exekutieren, um Albernheiten zu erzeugen, hat jung bei seinem vielfältigen Engagement durchaus ein Ziel: die Errichtung einer »Menschenheimat«, die Überwindung einer Gesellschaft, die es den einzelnen unmöglich macht, sich »menschlich« einander zu nähern.

1888 geboren, gehört jung seit *1911* zum Kreis der »Gruppe Tat«, einer Ortsgruppe des »Sozialistischen Bundes« um Erich Mühsam, Gustav Landauer und den Freud-Schüler Otto Groß, mit dem er im Jahr darauf die Herausgabe einer Zeitschrift plant, die den Titel »Organ für psychologische Probleme des Anarchismus« tragen sollte - ein Problemfeld, dem jung in seinem weiteren Leben verpflichtet bleiben sollte. Eine Zeitlang Mitherausgeber der »Aktion«, ist er *1915* Handelsredakteur und schreibt kleine expressionistische Romane und Novellen. Zwei Jahre später führt das »Seedienstsyndikat« jung als Angestellten, *1918* unterzeichnet er gemeinsam mit Tzara, Grosz, Huelsenbeck, Haussmann und Mehring das Berliner »Dada-Manifest«, entwickelt aber nebenher die Idee einer jakobinisch linken Gruppe »Der Berg«. Während des Novemberaufstands besetzt er mit einer Gruppe von bewaffneten Arbeitern Wolffs Telegraphenbüro in Berlin, wird Anfang *1919* Mitglied der KPD, die ihn Ende des Jahres ausschließt. Im Jahr darauf zählt er zu den Gründungsmitgliedern der KAPD, die ihn nach Moskau zur Kommunistischen Internationale entsendet, wo er mit Lenin, Bucharin, Sinowjew und Radek über die Beurteilung der revolutionären Lage in Deutschland debattiert. Gemeinsam mit Max Hölz ist er *1921* im Mansfeldischen unterwegs zur Unterstützung der Arbeiteraufstände und Streiks.

In *Der Weg nach unten* zeichnet jung ein wenig sympathisches Bild von Hölz. Er findet ihn »arrogant und auf Schaustellung bedacht. Seine Autorität als Räuberhauptmann aus dem Vogtland würde nicht lange vorgehalten haben, wenn man ihn allein gelassen hätte. Bei aller Großsprecherei verstand er nicht, sich durchzusetzen ... In dem Augenblick, als er politisch unbequem geworden war, schrumpfte er zusammen.« Im Briefband ist nun nachzulesen, wie nachdrücklich sich jung für Hölz eingesetzt hat, als dieser im Zuchthaus saß. »Ich kenne ihn«, schreibt er *1921* in einem Offnen Brief, der auch an Hölz' Kritiker in der kommunistischen Presse gerichtet war, »als Menschen wie als Revolutionär wie als Politiker, denn Max Hölz war mehr Politiker als alle die kommunistischen Politikanten, von den Noskiden ganz zu schweigen, als alle die kommunistischen Zeitungsheroen und Führerhelden ... «

1922 untersucht jung im Auftrag der Komintern die Hungerkatastrophe in der Wolgadeutschen Republik, doch seine Studie und seine Vorschläge finden keine Beachtung. Im selben Jahr wird er Direktor einer Zündholzfabrik bei Nowgorod, dann Präsident der Internationalen Arbeiterhilfe. Die Erfahrungen in Rußland führen schließlich zu dem »völligen Bruch« mit dem, was jung bisher bewegt und umgetrieben hatte; er kehrt illegal nach Deutschland zurück, schreibt Reportagen über seine Rußland-Erlebnisse für den Malik Verlag und lebt fortan, wie er rückblickend Ruth Fischer mitteilt: »Außerhalb der Parteikämpfe, mit loser Beziehung zur russischen Gesandtschaft. Allmählich jeden Kontakt verloren.«

In *Der Weg nach unten* hat jung seine Erinnerungen sehr distanziert und selbstironisch dar- bzw. abgetan - anhand der Briefausgabe kann nun quasi komparatistisch studiert werden, wie, was jung seinerzeit *live* kommunizierte, sich verhält zu dem, was er später aufgeschrieben hat. Leider sind nicht allzu viele Briefe aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg erhalten, und auch hier sind weniger ausgreifende literarische als knappe, sachliche Mitteilungen, betreffend die Regelung von familiären und geschäftlichen Angelegenheiten, zu finden. In jener Zeit vollzog sich Jungs politische und schriftstellerische Arbeit offenbar ohne nennenswerte Briefbegleitung.

Das ändert sich erst *1946* mit der beginnenden Korrespondenz mit Ruth Fischer, von der knapp einhundert Briefe (bis *1961)* in der Briefausgabe versammelt sind. Diese Briefe vermögen u.a. auch jene heikle »Zwielichtatmosphäre« zwischen

1937 und *1944* etwas zu erhellen, wo Jung unter anderem auch offiziell für die Deutsche Reichsbank, SS und SD und als Vertrauensmann eines geheimen Nachrichtendienstes des Oberkommandos der Wehrmacht in Prag, Wien, Paris, Genf, Budapest, Berlin und einigen anderen europäischen Städten recht dubiose Geschäfte abgewickelt hat. Fest steht, daß Jung, gedeckt durch diese Tätigkeit, die Sicherung alliierter Liegenschaften auf dem Balkan betrieben, die »Grünen Berichte« der Sozialdemokratischen Partei unterstützt sowie Freunden und Gefährten zur Ausreise verholfen hat.

Nicht nur an dieser Stelle hätte man sich gewünscht, daß die knappen Kommentare, die gelegentlich den Briefen beigefügt sind, etwas umfangreicher ausgefallen wären - doch auch so sind 1100 Seiten zusammengekommen. Warten wir also darauf, daß sich bald jemand der längst fälligen Aufgabe annimmt, eine Jung-Biographie vorzulegen, welche uns über seinen kurvenreichen, aber nie krummen Lebensweg aufklären kann.

Franz Jung: *Briefe 1913-1963. Werke* 9/1. Hrsg. von Sieglinde u. Fritz Mierau. Edition Nautilus, Hamburg 1996, 1150 Seiten, 138 Mark

Literatur-Konkret 1996, S. 31

Stefan Ripplinger

□ ich bins!□

Ronald M. Schernikaus Hauptwerk □ legende□ harrt noch immer der Veröffentlichung

Ronald M. Schernikau ist ein Pop-Star, den keiner kennt. Seine Texte erfüllen alles, was wir nach Nik Cohn von gutem Pop erwarten dürfen: Sie sind laut bis zur Schmerzgrenze, schnell, übertrieben, ja größenwahnsinnig, witzig, mal bitterböse und dann wieder weltverliebt bis zur Naivität, einfach wie Comics und doch clever gebaut, sie haben Glamour, Charme, und sie gehen einem nicht mehr aus dem Kopf. Nur eines sind sie nicht: vergänglich. Niemand gibt ihnen die Chance zu vergehen. Kein Produzent dieses Landes, in dem noch die drittklassigen Feuilletonisten ihre Tagesarbeit zu Folianten binden lassen dürfen, möchte sie herausbringen.

jetzt habe ich selbst etwas übertrieben, denn drei, vier Bändchen von Schernikau sind ja erschienen; aus einem zitierte die RAF in ihrer Erklärung zum Rohwedder-Mord. Aber diese Bändchen lassen nur ahnen, was sich im eigentlichen Werk Schernikaus befindet, dem 1000-Seiten-Roman *legende.* Solange der nicht erschienen ist, darf mit Recht behauptet werden, daß Schernikau unveröffentlicht ist. An diesem Buch hat er sein Leben lang gearbeitet. Er schloß es mit letzter Kraft ab, stellte fünf Lese-Exemplare her. Zwei Wochen später starb er. Wenige Jahre vor seinem Tod sagte mir Schernikau: »Sie werden mich lieben, weil ich ein genialer Schriftsteller bin. Da bin ich gewiß.«

Er war sich gewiß in allem, was er tat, er zögerte keine Sekunde. Sich in Bescheidenheit zu üben, überließ er den Kleingeistern. Und auch darin erkennen wir den geborenen Star. In seiner Welt gab es nichts Kleines, noch das Geringste fügte sich einem ebenso kühnen wie einfachen Plan. Seine Idee war, daß es unsinnig ist, geduldig abzuwarten, bis man berühmt ist. Berühmt wird nur, wer so tut, als sei er es bereits.

So sah er seine Figuren, so sah er sich selbst. Der »positive Held« - jener längst totgeglaubte Protagonist der frühen DDR-Ästhetik, der Schrecken der bürgerlichen Literaten - erlebt in der *legende* seine Wiederauferstehung. Dabei sind Schernikaus Roman-Personen alles andere als Superhelden, es sind oft kleinbürgerliche, in sich gebogene Gestalten. Aber nicht ihre Häßlichkeit und Winzigkeit wollte er zeigen, sondern ihre Schönheit und Größe. »Wenn jemand in einem Buch schön ist, dann will der Leser auch schön sein«, dekretierte er und wandte alle seine Kunst daran, Zwerge zu Titanen umzuschaffen, die Kleinheit einer Existenz im Text und durch den Text aufzuheben. So wird in einem der stärksten Kapitel der *legende* aus Irene Binz, der von allen Mächten der Welt und ihrer eigenen Leidenschaft getriebenen Frau, die wegen einer Liebe aus der DDR flüchtet, im Westen aber einsehen muß, daß sie einen dummen Fehler gemacht hat, den Fehler ihres Lebens, eine positive Heldin. Das leistet der Text selbst, der in dieser Passage ganz in spröden Blankversen abgefaßt ist.

Zu Beginn des ersten Abschnitts von »tage in 1.«, einem Essay über seine Rückkehr in die DDR (zwanzig Jahre, nachdem seine Mutter mit ihm dieses Land verlassen hatte), schreibt Schernikau: »der zug nach leipzig kam aus binz. die leute im abteil lasen westbücher. ich bins!, wollte ich immer rufen: ein ddrbürger der einen westberliner spielt der einen ddrbürger spielt! aber ich hielt mich tapfer zurück. « Nicht irgendwoher kam der Zug, sondern aus Binz. Und den Reim »ich bins!« sollte man »ich: binz« lesen, weil die positive Heldin Irene Binz aus der *legende* auch eine Selbstbeschreibung ist.

Daraus wird deutlich, daß wir, wenn wir Schernikau lesen könnten, auch immer seine Person mitlesen müßten - seine Person, insofern sie Text geworden ist. Das ist Teil des Plans, der nichts im Ungewissen und Zufälligen beläßt. Dazu noch ein weiteres Beispiel. Das selbstgewählte »M.« in Schernikaus Namen steht für Mauritius. Das nicht nur, weil sich in der Nähe seines Geburtshauses in Magdeburg eine Mauritius-Kirche befindet. Der Name des Hl. Mauritius wird in der *Legenda aurea* (1263-1273 u.Z.) u.a. von dem griechischen Wort für »schwarz« abgeleitet. (Schernikau trug stets schwarze Kleidung.) Mauritius habe die »Bitterkeit des Meeres« in sich gehabt, weil »er entfernt war von seinem Vaterland«. Mauritius ist ein Märtyrer. Wie Irene Binz in ein fernes Land gelockt, verlangt man von ihm, seinem Glauben abzuschwören. Mauritius zieht mit Freuden den Tod vor.

Demnach hätte sich in dieser wunderlichen Ikonographie der Schriftsteller als Märtyrer gesehen, der fern von seinem »Vaterland« DDR darben muß und doch seinen Glauben bewahrt? - Quatsch, Schernikau war nicht Jürgen Fuchs. Ich sagte bereits, daß er ein Pop-Star ist; er liebte es, mit diesen monströsen Geschichten zu spielen, das Hohe gegen das Triviale und das Triviale gegen das Hohe zu stellen. Kitschgeschichten wie die aus der *Legenda aurea* bereiteten ihm großes Vergnügen. Er arbeitete einen Heftchen-Roman zu einer Oper um, die wieder ein Heftchen-Roman ist (»die schönheit«). Und das Vergnügen, das er dabei hatte, könnten seine Leser mit ihm teilen, wenn er welche haben dürfte.

Deshalb fiel seine Antwort auf die knifflige Frage: »wer war besser, heiner müller oder marilyn monroe?« so eindeutig aus. »ich weiß, ich sollte es nicht tun. aber wenn ich wählen müßte, würde ich gerne marilyn monroe sein.« Weil es nicht darum geht, recht zu haben, die Wahrheit zu finden oder moralisch in Ordnung zu sein. Die Literatur schafft wie Pop ein Feld, in dem überirdische, übermenschliche Schönheit zu ihrem Recht kommt. Es muß ihr aber mit den vorhandenen begrenzten

Mitteln der Sprache und mit den vorhandenen lächerlichen Typen gelingen, mit dem öden Stoff dieser Welt. Dann steigen die Götter in die Wohngemeinschaft oder in den Fahrradladen hinab, und die Banalität erlebt ihre Apotheose.

Man sollte also Schernikaus Entscheidung für die DDR nicht als eine Entscheidung für das Gute auslegen. Denn das Gute kann man nicht besitzen. Wenn man es gefunden zu haben glaubt, kommt gleich einer daher, der einem das Schlechte im Guten zeigt (man sieht es ja meistens selbst). Damit wollte sich Schernikau keineswegs abgeben. Die Literatur, die er anstrebte, war eine der Affirmation. Die DDR war für ihn das Land der Zukunft, ein Ort, in dem das Mickrige nicht für sich fortwest und sich als eine Wirklichkeit festsetzt, sondern - idealerweise - Teil einer großen Ordnung ist und sich in ihr aufhebt. Ordnung, ganz ästhetisch, aber durchaus totalitär zu verstehen. Diese Schönheit ist totalitär.

Wirklichkeit kann Literatur nichts anhaben, Literatur schafft Wirklichkeit. Und die wirkliche Wirklichkeit hat sich gefälligst nach der Literatur auszurichten. Das ist gewiß megalomanisch gedacht, aber es hat mehr Schwung als die Kaschemmendichtung, und Schernikau besaß mehr Grandeur als alle Kafka-Epigonen zusammen.

Ich könnte nach alldem die Frage stellen, warum Ronald M. Schernikau ein Pop-Star ist, den keiner kennt. Wenn ich sie nicht schon beantwortet hätte.

Literatur-Konkret 1996, S. 32

Jürgen Roth

Was soll man lesen?

Max Horkheimer: Gesammelte Schriften, hrsg. v. Alfred Schmidt und Gunzelin Schmid Noerr. 18 Bände und ein Registerband, S. Fischer Verlag Frankfurt/Main. Bund 18: »Briefwechsel 1949-1973«, 1024 Seiten, 98 Mark

Die absolute Gerechtigkeit ist ebenso unausdenkbar wie die absolute Wahrheit. Die Revolution braucht sich nicht darum *zu* kümmern.

Max Horkheimer

Vor genau vier Jahren erschien in KONKRET (9/92) ein großer Essay von Gerhard Bolte über die Aktualität Max Horkheimers. Die ersten Bände seiner Gesammelten Schriften waren erschienen, das sonst mit jeder Schrulle des Kulturbetriebs beschäftigte Feuilleton hatte sich vornehm zurückgehalten. Zwar wurde Horkheimer hie und da für das Postulat einer der Aufklärung über sich selbst noch immer fähigen Vernunft gegenüber allerhand postmodernen Abgesängen auf die Moderne in Anspruch genommen; zwar fand in Frankfurt ein heute längst vergessener Kongreß statt, und die »Zeit« publizierte 1986 einen kenntnisreichen Aufsatz von Martin Lüdke, der die systematische Verwandtschaft *zwi*schen der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie und der *Dialektik der Aufklärung* hervorhob - doch das war's im wesentlichen.

Dann aber jährte sich im Februar letzten Jahres Horkheimers Geburtstag zum hundertsten Mal. Die »FAZ« wies knapp aufs »Buch zur Frankfurter Geburtstagsfeier« hin, die »Taz« ließ Ludger Lütkehaus vornehmlich über den späten, vermeintlich zum negativen Anthropologen konvertierten Horkheimer Mitteilung machen (»Der hochprivilegierte Unternehmersohn ist unfähig, sich vom Leiden der Menschen zu isolieren«), und die »Neue Zürcher Zeitung« kaprizierte sich einmal mehr auf jenen Kerngedanken einer hartnäckig mißverstandenen »negativen Theologie«, den man noch zitieren wird, wenn der Name seines Urhebers längst vergessen ist: die »Sehnsucht nach dem ganz Anderen«.

Adorno hingegen genoß weit höheres Ansehen. Zahllose seiner unterdessen im Zeltlager der Medientheorie heimisch gewordenen Schüler machten allzeit fröhlich viel Lärm um die »Anschlußfähigkeit« theoretischer Versatzstücke an die semiotisch oder anderweitig zu fundierende Philosophie der postindustriellen Erlebnis- und Mediengesellschaft. Möglicherweise symptomatisch könnte deshalb sein, daß die Horkheimer-Herausgeber Alfred Schmidt und Gunzelin Schmid Noerr zu keiner Zeit mit aufgeregt-modischen, »diskurs«-relevanten Interventionen auf den Plan traten. Sie gaben vielmehr zunächst die klassischen, zu Lebzeiten publizierten Arbeiten Horkheimers heraus, seine philosophiegeschichtlichen Vorlesungen, die großen Traktate der dreißiger Jahre, die *Dialektik der Aufklärung* und *Zur Kritik der instrumentellen Vernunft,* die *Dämmerung* und die *Notizen,* um dann die Edition der nachgelassenen Schriften und einer vierteiligen Auswahl von Briefen zu besorgen, die mit Band 18 im November auch das Gesamtunternehmen beschließt. Höchst verdienstvoll ist diese Arbeit, weil sie in umsichtigen, überschaubaren editorischen Vor- und Nachworten Horkheimers Texte historisch situiert und gegebenfalls theoretisch reflektiert. So bleibt etwa neben den unter der Abteilung »Nachgelassene Schriften« erstmals zugänglich gemachten Diskussionsprotokollen nach wie vor von Bedeutung, daß in der Buchausgabe der *Dialektik der Aufklärung* von 1947 gegenüber ihrer Erstfassung sämtliche an die Staatskapitalismusdiskussion erinnernde Termini wie »Monopol«, »Kapital« und »Profit« getilgt wurden: Fußnoten lassen hier eine Lesart *zu,* die für den nach wie vor umkämpften Text nicht zu unterschätzen ist. Wird das Hauptwerk der Kritischen Theorie gern als anthropologisch fundierte Geschichtsphilosophie des ewigen Verhängnisses einer auf blanke Naturbeherrschung verkürzten technischen und wissenschaftlichen Rationalität gelesen, tritt hier dagegen die Genesis und Aktualität der Klassengesellschaft hervor - nicht in teleologischer Aufhebungsperspektive, aber doch als Reflexion über die Unabdingbarkeit von gesellschaftlicher Emanzipation, über das Ende der Vorgeschichte: »Solange die Weltgeschichte ihren logischen Gang geht, erfüllt sie menschliche Bestimmung nicht.«

Hatte Gerhard Bolte konstatiert: »Die Lage ist paradox. Im Maße, wie sich die objektiven Bedingungen der Rezeption der Kritischen Theorie verbessert haben, ist das während und nach der Studentenrevolte so virulente Interesse erlahmt« - so spricht bedauerlicherweise wenig dafür, daß sich daran gerade jetzt etwas ändern sollte. Zu deutlich herrscht auf der einen, der universitären Seite weithin blankes Desinteresse, dominiert die andere, das Vermittlungsmedium Feuilleton, entweder Chronistenpflicht oder Ressentiment. Als Anlaß »zur tätigen Auseinandersetzung mit der Realität der Klassengesellschaft«, wie Bolte fordernd formulierte, dürfte die vorliegende Ausgabe kaum aufgefaßt werden - höchstens als Gelegenheit, einmal mehr den »späten« gegen den »frühen« Horkheimer auszuspielen. Schon 1991 fühlte sich die »FAZ« bemüßigt, anläßlich des Erscheinens von Band 6 die epochale Schrift *Zur Kritik der instrumentellen Vernunft* mit Hinweis auf das just angebrochene »mikroelektronische Zeitalter« für dummes Zeug zu erklären: »Mit dem Computer ist eine Epoche angebrochen, in der es nicht mehr um die Verwandlung von Naturstoffen in Arbeitsmittel geht«, tönte es, und bevor man seine Großraumlimousine aus der Garage kutschierte, konnten noch die im selben Band publizierten, zwischen 1949 und

1969 entstandenen, gemeinhin als die pessimistischen Altersschriften rubrizierten *Notizen* aufs kulturkonservative Muster des Sittenwächtertums getrimmt werden.

Entgangen ist auch verbal-linksradikalen Verächtern der zunächst nicht für eine Veröffentlichung vorgesehenen Notate, daß er nicht trotz, sondern auf Grund historischer Erfahrung und entgegen aller vermeintlichen Heilsenttäuschung, die späterhin Hurra-Marxisten und Partei-Statthaltern der klassenlosen Gesellschaft gleichermaßen die Gelegenheit zur Beglaubigung des nationalen »Wir« bot, am Gedanken einer vernünftig eingerichteten Gesellschaft festhielt, ohne sich jenes Hegelianismus zu bedienen, der die Hinfälligkeit und das Leiden der je einzelnen als - wenn auch bedauernswerte - Kontingenzen des Weltenlaufs verbucht. Liest man beispielsweise die *Dämmerung,* entstanden Ende der zwanziger Jahre, neu, erschließt sich der konstitutive Zusammenhang zwischen Frühwerk und späten Reflexionen - und zugleich die bewußt »essayistische«, teils apokryphe Diktion eines aphoristischen, zwanglos komplementären Schreibens, in dem über gesellschaftliche Erfahrung und deren Erkenntnis nachhaltiger und genauer Auskunft gegeben wird als in jeder kodifizierten Philosophie.

Detlev Claussen wandte sich bei Erscheinen der ersten beiden Briefbände in der »Frankfurter Rundschau« gegen das »vulgäre Schema«, mit dessen Hilfe Phasen und Elemente des Horkheimerschen Denkens säuberlich voneinander getrennt würden, und verwies auf den sukzessiven, rückläufigen wie entwerfenden Charakter in der Entwicklung Horkheimers als Theoretiker. Die produktive Synchronität der nur dem Philister als unvereinbar erscheinenden Motive, die Gleichzeitigkeit der Marx-, Hegel-, Kant- und Schopenhauerrezeption nämlich verweisen auf die Kontinuität eines Denkens, das sich immer aufs Neue seines »Zeitkerns«, der am gesellschaftlichen Faktum zu überprüfenden Wahrheitsansprüche, besann und somit kritisch im Wortsinn blieb.

Literatur-Konkret 1996, S. 34

Christel Dormagen

Gemischte Charaktere

Rezensionen

Marge Piercy: Menschen im Krieg. Deutsch von Heidi Zerning. Argument Verlag, Hamburg 1996, 759 Seiten, 34 Mark

Wenn ich das Buch nicht atemlos von Seite 1 bis Seite 752 gelesen hätte, würde ich behaupten: So etwas geht überhaupt nicht zusammen! Und schon gar nicht gut. Ein Roman, der erstens vom Zweiten Weltkrieg handelt, zweitens aus amerikanischer Sicht und drittens von einer Frau geschrieben ist, die ihn viertens - 1936 geboren - kaum selbst erlebt hat. Im übrigen lese ich eigentlich keine Romane, in denen ausführlich beschriebene Land- und Seeschlachten vorkommen. Schon der Titel klingt ziemlich unverlockend: *Menschen im Krieg.* Doch es wäre jammerschade um jede Nichtleserin. Denn der Autorin Marge Piercy ist etwas vollkommen Unwahrscheinliches gelungen - ein packender Schmöker über eine verheerende Realität, den man angerührt, mitgerissen und erbittert liest, um am Ende um vieles klüger, aber leider auch hoffnungsloser zu sein.

Der Roman umspannt den Zeitraum vom September *1939* bis zum 1. Januar *1946,* also ziemlich genau die gesamte Dauer des Kriegs. Und er hat zehn Hauptfiguren - zwei Französinnen sowie vier männliche und vier weibliche Amerikaner. Oder, anders aufgeteilt, sieben Menschen jüdischen und drei nichtjüdischen Glaubens. Kapitelweise steht immer eine der Figuren im Zentrum, und der Abschnitt trägt jeweils ihren Namen. Was anfangs, wenn die Personen zum ersten Mal auftreten, noch verwirrt, da ihre Herkunft und Geschichte an alle Enden der Welt führen - von Polen über Frankreich, Deutschland und Ungarn bis nach Amerika und China -, verwebt die Autorin im Laufe des Romans genial und sorgfältig zu einem immer dichteren Netz miteinander verschlungener Schicksale.

Dabei ließen sich diese Menschen kaum unterschiedlicher denken. Da ist z.B. die erfolgreiche Louise, die anfangs Schmonzetten für amerikanische Illustrierte schreibt, sich dann dem Propagandakomitee anschließt, das u. a. regelt, was die Schriftsteller zu schreiben haben, und schließlich als Frontreporterin nach Europa geht. Da ist die geduckte Bernice, vom verwitweten Vater zur Haushälterin degradiert, für die der Krieg Befreiung bedeutet, da sie endlich den Pilotenschein machen und von Zuhause entkommen kann, um Kampfflugzeuge zu überführen. Da ist der lustlose Chinakenner Daniel, der sich für einen japanischkurs anheuern läßt und den Krieg verrückterweise an der Heimatfront aus Feindsicht erlebt, da er für die US-Abwehr japanische Funksprüche dechiffriert. Oder da ist Jacqueline mit ihrer Pariser Familie. Der Vater geht rechtzeitig in den Untergrund und kann eine der drei Töchter mit falschen Papieren nach Detroit schaffen; seine Ehefrau und die zweite Tochter werden nach Auschwitz deportiert, und Jacqueline, die älteste, schließt sich der jüdischen Résistance an. Ach, und all die vielen anderen.

Und das irritierend Wunderbare ist, daß - anders als in genreverwandten Reißern - eben nicht die üblichen reinrassigen Helden und Bösewichter auftreten, sondern lauter gemischte Charaktere - hochherzig, widersprüchlich, selbstgefällig, ratlos, liebeshunrig und ängstlich, wie im wirklichen Leben. Und das hat seinen Grund. Piercy hat mehr als sieben Jahre an diesem Roman gearbeitet. Sie hat, wie man bis ins kleinste Minidetail merkt, nicht nur Aberhunderte von Quellen studiert, sondern alle zehn »Menschen im Krieg« gehen auf authentische Berichte und Interviews zurück. Dazu kommt eine weitere, manchmal kaum auszuhaltende Qualität. Die Autorin schreibt nicht als Moralistin. Sie konstruiert keine feministischen Komplementärwelten: hier die armen tapferen Frauen, da die machtgierigen Schlächtermänner. Sie packt ihr Urteil auch nicht in einen sauber bewertbaren Kinoplot: gute Amis gegen böse Nazis oder gute Juden gegen böse Faschisten. Was sie anbietet, ist die ungeheuerlich genaue Sachlichkeit und Wahrhaftigkeit ihrer Darstellung. Schlußfolgern müssen wir schon selber.

Piercy ist Jüdin, und Zentrum ihres Romans und ihres Interesses ist das Schicksal des versprengten jüdischen Volks im Nazikrieg. Und auch in dieser Hinsicht war der Blick aus amerikanischer Sicht erhellend für mich. So wußte ich z.B. nicht, wie judenfeindlich auch die Amerikaner waren (»Judenverhöhnung und Antisemitismus grassierten in Washington. Daniel fragte sich manchmal, ob nur die geringe Zahl der ortsansässigen Juden die Stadt davon abhielt, eine dritte Kategorie von Toiletten und Schulen einzurichten«), wie taub sich die Regierung gegen jeden Hinweis auf die Konzentrationslager stellte und wieviel unangenehmer den Siegern am Kriegsende die Displaced persons waren als die immer noch ordentlich nazihaft funktionierenden deutschen Behörden.

Und was den Krieg insgesamt anging, so dämmerte God's own country erst allmählich, daß er keine Wochenschau von irgendwo bei irgendwelchen Kaffern war. 1943 schreibt die 18jährige Resistance-Kämpferin Jacqueline in ihr Tagebuch: »Alle Amerikaner sind naiv, glaube ich. Sie kämpfen ihre Kriege immer hier bei uns, und so verstehen sie nicht, was Krieg

ist. Für sie ist ein Krieg einfach etwas, in dem sie landen, wie dieser Fallschirmspringer. Hinterher gehen sie nach Hause, wie nach der Arbeit, und für sie ist dann alles, wie es war, das Haus, der Garten, das Auto, das Bankkonto, die Familie. Mit den Folgen sitzen wir da.«

Nur an einem Punkt »versagt« Piercy vor der Realität. Die KZ-Szenen können als strukturell romanhafte nur zurückfallen hinter jedes noch so spröde historische Dokument. Aber das liegt nicht an Piercy, sondern an der Realität. Und sie selber kennt die Gefahr; denn einmal heißt es: »Louise war in einem Schwarm von Reportern, die den Krieg vermenschlichten. Abra war sich nicht sicher, ob der Krieg vermenschlicht werden sollte.« Wenn, dann so wie in diesem Buch.

Vénus Khoury-Ghata: Die Geliebte des Notablen. Aus dem Französischen von Sigrid Kappen. Horlemann, Bad Honnef 1994, 268 Seiten, 36 Mark

Die Autorin heißt mit Vornamen Vénus, der Titel ihres Buchs *Die Geliebte des Notablen,* auf dem Umschlag wäscht sich eine nackte Schöne von Degas. Da kann ja nur hochprozentig Schwüles in Aussicht stehen. Aber der Roman ist im Horlemann-Verlag erschienen, der bewunderungswürdigerweise u.a. vietnamesische, zimbabwische, philippinische oder chinesische Literatur veröffentlicht. Vénus Khoury-Ghata, die mit vielen französischen Preisen ausgezeichnete Autorin des vorliegenden Buches, ist 1937 im Libanon geboren und schreibt in der Sprache, die die gehobene Schicht des frankophilen Landes wohl immer noch benutzt. Und schwül ist das letzte, was einem bei der Lektüre einfällt. Im Gegenteil. Unverwundert, in amoralisch-sachlichem Märchenton wird da eine wahrlich wüste Geschichte berichtet. Erzählerin ist die halbwüchsige Tochter von Flora, eben der *Geliebten des Notablen.* Der Ort der Handlung wird nicht benannt. Aber es ist klar, daß sie im heutigen Beirut des friedensähnlichen Waffenstillstandes spielt. Mitten durch die Stadt zieht sich die Demarkationslinie zwischen christlichem und moslemischem Sektor. Zwei Häuser stehen einander auf Sichtweite gegenüber: das prächtige Anwesen des über Öl zu Geld gekommenen hinkenden »Notablen«, der den moslemischen Bezirk beherrscht, und das heruntergekommene Mietshaus auf der christlichen Seite mit seiner absolut schrillen Bewohnertruppe.

Da sind erst mal der Ehemann und die drei Kinder von Flora, der blonden Polin mit den durchsichtig blauen Fensteraugen. Flora selber entschwindet gleich auf der ersten Seite. Einen Tag nach ihrer dritten Niederkunft fährt der Notable vor und holt sie, nicht gegen ihren Willen, als Geliebte zu sich ins Haus. Begehrt hat er sie schon vor ihrer Heirat, als sie noch Animierdame in einer Hauptstadtbar war. Da sind weiter der Hausbesitzer Nahum, ein Jude, der gelähmt im Rollstuhl sitzt und von seinem schwarzen Diener Mourad versorgt wird. Da ist das strickende Frl. Liliane, mit der Floras Ehemann ursprünglich verlobt war. Da ist die alte Frau Evgenia vom Balkan, die den Hausbewohnern vergeblich die Zukunft aus ihren Tarotkarten liest. Da ist das lesbische Pärchen - eine Äbtissin und ihre Novizin, die aus einem spanischen Kloster geflohen sind. Und da ist der Scharfschütze, der nachts auf dem Dach herumgeistert und sein Gewehr auf den feindlichen Sektor ausrichtet. Und alle versuchen sie mit allen Mitteln, Flora zur Rückkehr zu bewegen. Der verwirrte Ehemann mit blinden Anrufen über das kriegszerstörte Telefonnetz; der Freund des drogensüchtigen schwulen Sohns mit einer Entführung; der schwarze Diener, indem er die Sünderin vor deren Haus mit Bibelsprüchen verflucht. Ein grotesker Krieg entspinnt sich. Und wenn in dessen Folge einer um den anderen zu Tode kommt, begreift man, daß da keine Slapstickkomödie Lustspielverrückten aufgeführt wird.

Es ist der Krieg, der diese Menschen hat durchknallen lassen. Und den sehnen sie nun wieder herbei. Die jungen Männer der Stadt: »Wenn man sie reden hört, dann war der Frieden der Tod. Sie haben darauf gehofft, daß der Krieg sich erneut entzünde an seinem fast erloschenen Feuer. Geduldig warteten sie, die Waffe griffbereit, und sie vergaßen zu leben.« Aber auch die Bewohner des »christlichen« Hauses: »Die Jahre des Krieges waren unsere Prachtepoche... Das Mietshaus schien auf einem Glücksrad erbaut worden zu jeder Morgen brachte einen neuen Volltreffer: Die Hinrichtungen fanden unter unseren Balkonen statt. Von unserem Dach aus konnten wir die Massenbegräbnisse sehen. Unsere Fenster reihten sich aneinander wie die Logen in einen) Theater. Wir nahmen am Krieg teil und waren fein raus in unseren Sitzen... Seit diesem verfluchten Waffenstillstand interessiert sich kein Mensch mehr für uns.« Erst ein handfester Krieg wird das Haus »wieder ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken. Und wir werden erneut ausgefragt, interviewt, bedauert und fotografiert.«

Literatur-Konkret 1996, S. 35

Horst Tomayer

Offenes Gedicht

an den deutschen Soldaten Karlheinz in der Fremde

Soldat Karlheinz im schwarzrotgoldbetreßten **Tarnungshemde**

Dessen Mutter unter Schmerzen dich empfing und aber trotzdem afteran dich sogleich zärtlich wusch und reichlich stillte, streichelte und **kämmte**

Und dich mit Storch und Weihnachtsmann und Osterhase und mit der ganzen Grimmschen Märchen**blase**

Befreundete und mit der süßen Tüte führte in die erste **Klasse**

Soldat im schwarzrotgoldbetreßten **Tarnungshemde**.

Was willst du fern von Mutter in der **Fremde**?

Dein General sagt dir, Soldat Karlheinz, dort wo die Krokodile in der Brühe nach den Zebrafohlen schnappen und die **Affen**

Früchte reißend von den Ästen, derwischnarrisch durch die Wipfel sausen, sollst du Frieden **schaffen**

Und zwar auf Brechen mehr als wie auf **Biegen**

Bei Völkern und bei Stämmen und bei Konfessionen, die in Fehde miteinander **liegen**

Deswegen sollst, Soldat Karlheinz im schwarzrotgoldbetreßten **Tarnungshemde**

Du fern von Mutter sein und in der **Fremde**

Und auf der (Gliedverlust wie Friededeinerasche impliziernden) Einsatz**liste**

Sollst stehn, Soldat Karlheinz du, und (des viel zu dicken Tarnungshemdes wegen) schwitzend Frieden schaffen, da wo sich Sand und Sonne uni den Eintrag in das Guinness- Weltrekordbuch (Rubrum Hitzegrade) streiten, bei Skorpionen, Sattelratten, Mantelnattern - in der **Wüste**

Deswegen sollst, Soldat Karlheinz, in schwarzrotgoldbetreßten **Tarnungshemde**

Du fern von Muttersein und in der **Fremde**

Und Frieden **schaffen**

Sollst du, behuckt von dreißig vierzig Kilo **Waffen**

Im dünnluftigen Karst von Hinter**indien**

Wo Geier unerbittlich hungrig ihre Schnabelkrallen kreise **ziehn**

Sag an, Soldat Karlheinz, im schwarzrotgoldbetreßten **Tarnungshemde**

Glaubst wirklich du, du seiest friedenschaftend wegen von der Mutter fern und in der **Fremde**?

Hör zu, laß dich von einem, der wos weiß, **belehren**:

Du bist nur einer von Pizarros alter Gang mit neuen automatischen **Gewehren**

Und zwischen Nochmafeuern und schon einge**sargt**

Trägst deine Haut du für den Frieden nicht, sondern fürs Gegenteil, das kriegerische Kapital zu **Markt**

Wegen des Kapitals globalerlaubt und mithin **ungehemmter**

Gier nach Elend alias Profit bist in der Fremde du, du von der Mutter einst nicht für das Kriegshandwerk Geborn-, Gestillt-, Gestreichelt- und **Gekämmter**

Der sich tagsüber in die Hosen macht bei jedem **Schritt**

Und nachts sich Mutters Trost holt via **Satellit**

Ich warne dich und rate gut, Soldat Karlheinz im schwarzrotgoldbetreßten Tarnungs**hemde**

Verlaß statt mittags lieber fünf vor zwölf die spürbar aderlaßverstreßt ja lohend aufgebrachte **Fremde**

Und kehre, Kerl, zu Mutter beim und zu zivilem **Lohn**

Als um halbzehn mitten in Deutschland am Schreibtisch der Allianz Knoppers das Frühstückchen verzehrender Auffahrunfallschadenschnellregulierer - in einer deine Gotteskindschaft voll zur Geltung bringenden Strickware von **Benetton**

PS: Dieses Offene Gedicht an den deutschen Soldaten Karlheinz in der Fremde wurde gesponsort von Knoppers, dem Frühstückchen um halb zehn mitten in Deutschland, Allianz, dem gestern Schäden von morgen regulierenden führenden Versicherer, und Benetton International.

Literatur-Konkret 1996, S. 36

Pit Wuhrer

Grenzland Irland

Rezensionen

Eoin McNamee: Belfaster Auferstehung. Rotbuch Vorlag, Hamburg 1996, 360 Seiten, 38 Mark

Im richtigen Leben hieß der Anführer der »Schlächter von der Shankill Road« Hugh Leonard Thompson Murphy, nicht Victor Kelly. Und anders als Victor Kelly, den der Autor Eoin McNamee von einem britischen Geheimkommando erschießen läßt, wurde der wirkliche Murphy sehr wahrscheinlich von der IRA getötet. Aber das sind auch schon die wesentlichen Unterschiede. Den Rest der Geschichte teilen sich Wirklichkeit und McNamees Roman *Belfaster Auferstehung in* schöner Übereinstimmung und bis in viele Details hinein. Ein »Faction«-Buch also, und ganz sicher keins der schlechteren.

Überall zogen sie ihn auf, den späteren Massenmörder Lenni Murphy - in der Schule, in der Nachbarschaft, in den Pubs. Auch die ebenfalls protestantischen Polizisten machten sich irgendwann lustig über Lennie: Deine Mutter hat einen »Katholen« gebumst. Oder gibt es einen katholischeren Namen als Murphy (außer Kelly vielleicht)? Der Vater - warum war er nie mit Bekannten zu sehen, warum verließ er so selten das Haus? Für die Nachbarn war die Sache einfach, das Resultat ihres Verdachts verheerend. Schon als Halbstarken trieb den 1952 geborenen (und rein protestantischen) Lennie Murphy der Haß um: Die Katholiken seien »Abschaum«, seien »Tiere«. Das sagte er bei jeder Gelegenheit. Seine Sprüche kamen gut an in den protestantischen Armenvierteln, und nicht nur dort. Seit die (katholische) Minderheit gleiche Rechte beansprucht, fürchtet die nordirische Bevölkerungsmehrheit um ihr Geburtsrecht. Die meisten Protestanten fürchten immer noch, daß alle Katholiken über sie hinwegtrampeln und die Macht ergreifen, wenn man sie läßt.

Schon den Gedanken daran konnte Lennie Murphy nicht ertragen. Anfang der 70er Jahre trat er der loyalistisch-paramilitärischen Ulster Volunteer Force (UVF) bei und gründete, weil ihm die Todeskommandos der UVF zu betulich erschienen, seine eigene Gang. Diese spezialisierte sich darauf, Menschen einzusammeln, die ihr katholisch vorkamen, sie in Garagen oder Pubs zu verschleppen, dort öffentlich oder privat halb totzuschlagen und anschließend langsam zu zerstückeln mit chirurgisch exakt applizierten Messerstichen. Im Fall des 48jährigen Fabrikarbeiters Thomas Madden zählte der Leichenbeschauer 147 Einstiche, keiner davon tödlich: Madden wurde anschließend langsam stranguliert. Insgesamt haben Murphy und seine Gang mindestens 19 Menschen gefoltert und getötet.

Für die UVF, die ihm 1982 ein paramilitärisches Begräbnis mit allen Ehrenbezeugungen ausrichtete, waren Murphys Handlungen weitgehend in Ordnung. Es ist seit jeher Strategie der loyalistischen Paramilitärs, harmlose Katholiken abzuschießen, um die IRA unter Druck zu setzen. Was die UVF aber störte, war Murphys besonders brutales Vorgehen, das in der eigenen Community Abscheu hervorrief, und seine vom Haß geleitete Disziplinlosigkeit, die die UVF-Führung nicht dulden konnte. Als Murphy nach einer kurzen Haftstrafe die Organisation erneut in Verruf brachte, weil er wieder einen Katholiken folterte und tötete, führten mutmaßlich UVF-Informationen eine IRA-Einheit auf seine Spur.

McNamee hat Murphys Leben und Welt präzise aufgezeichnet und dabei - und das ist wohl seine größte Leistung - auf den moralischen Zeigefinger verzichtet. Er beschreibt die loyalistische Welt zwischen Sozialwohnung, Fürsorgeamt und Pub auf eine Weise, die Figuren wie Murphy/Kelly oder Billy Wright begreifen läßt. Die derzeitige Auseinandersetzung um Wright, den umstrittenen und von der UVF verstoßenen »König Ratte«, macht *Belfaster Auferstehung zu* einem höchst aktuellen Buch. Denn in Wahrheit geben solche Leute im Verbund mit Politikern wie Ian Paisley in Nordirland den Ton an, und nicht die IRA.

Patrick Quigley: Grenzland. Verlag Volk & Welt, Berlin 1996, 352 Seiten, 42 Mark

Dort draußen, wo das Land nur für Bäume taugt und nicht für Menschen, wo die eine Sorte Bauern auf großen grünen Feldern wirtschaftet, während die andere Steine vom kargen Boden klaubt, dort also, wo die irisch-irische Grenze Bäche quert, Hecken zerschneidet und Häuser teilt, dort draußen im Grenzland ist Patrick Quigley großgeworden, und dort läßt er auch Shane McCabe heranwachsen. Shane, Sohn eines katholischen Kleinbauern, lebt in Quigleys Roman *Grenzland* an vielen Grenzen, nicht nur an der zwischen den Grafschaften Monagban (Republik Irland) und Armagh/Tyrone (Nordirland). Er spürt die Elfen, die sich hier herumtreiben mit ihren runden Hüten und doch nie gesehen werden, und den Riesen, den man lebend begraben hat und aus dem erst das Leben quoll, welches das Land fruchtbar machte. Eine weitere Grenze setzen die Gemeinschaften: Als sich Shane McCabe in die Tochter des reichen protestantischen Großbauern von nebenan verguckt, schiebt sich die Religion in ihre Liebe. Da will er weg vom Land, aber das gelingt ihm nur schlecht. Als

Pfleger trifft er in der psychiatrischen Anstalt der Stadt auch jene Leute, die ihm einst geholfen haben in seiner Jugend und die er mochte. Doch das konservative und katholische Irland kennt kein Erbarmen. So begeistert er sich für die große Revolution, die alles ändern wird. Er wird zum »Che Guevara der irischen Berge«, zum Anführer eines »Spähtrupps für die Zukunft«, aber nur in seiner Vorstellung: »Wir müssen eine neue Republik ins Dasein träumen«, sagt er, während er mit zwei anderen Revolutionären durchs Moor pirscht.

Der große Aufbruch 1968 hat auch in Irland viele erfaßt und wohl nirgendwo sonst in Europa so nachhaltige Folgen gehabt wie in den nördlichen Grafschaften. jene allerdings, die damals für Bürgerrechte demonstrierten, dann ihre Gemeinschaft gegen die pro-britischen Kräfte verteidigten und schließlich dem alten Staat Nordirland mit Kugeln und Bomben zu Leibe rückten, tauchen in Quigleys Geschichte nur schemenhaft auf. Für die meisten Menschen südlich der Grenze war es wohl tatsächlich so: Der Konflikt im Norden störte in erster Linie ihren Alltag. Die IRA-Pistoleros störten, weil sie ständig im Dorfpub berumhingen und alle straften, die ihre Frauen anmachten; die Briten störten, weil sie immer wieder zuschlugen (etwa *1972,* als sie in Derry *14* Demonstranten erschossen) und dann ganze Belegschaften zur Protestdemonstration nach Norden reisen mußten; die protestantischen, pro-britischen Loyalisten störten ebenfalls, am Ende des Buches gar mit einem großen Knall in Form einer Autobombe. Auch für den Weltrevolutionär Shane McCabe bleiben die »Troubles« im Norden eine Randerscheinung und kaum mehr als ein Hinweis darauf, daß Rebellion möglich ist - bis er vom Krieg eingeholt wird. Tatsächlich explodierte im Mal *1974* in Monaghan-Stadt (Republik Irland) eine loyalistische Bombe, durch die sieben Menschen starben.

Shane McCabe ist einer, der »immer irgendwohin unterwegs« ist, aber nirgends hinkommt. Er driftet, wie der Krieg im Norden, von dem auch viele Iren nicht einmal wissen wollen, wo er herkommt. Quigley erzählt es nicht. Dafür beschreibt er die Südseite des Grenzlandes, den bigotten Lehrer, die verkniffenen Tanten, das rigide System in der Anstalt. Und so, wie er das beschreibt, ist das Grenzland gar nicht weit weg. Am Schluß verschwindet McCabe, ganz wie der Traum von der »neuen Republik« verschwunden ist - und das nicht nur beidseits der irisch-irischen Grenze.

Literatur-Konkret 1996, S. 38

Christopher Emrich

Literatur und Macht

Rezensionen

Gabriel Garcia Márquez: Nachricht von einer Entführung. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1996, 352 Seiten, 39,80 Mark

Mit Blick auf die barocke Sprachvielfalt und überbordende Phantasie vieler lateinamerikanischer Schriftsteller prägte der kubanische Autor Alejo Carpentier einst den Begriff der »wunderbaren Wirklichkeit«. Diese Theorie wurde seitdem so sehr mystifiziert wie etwa im musikalischen Kontext die Vorstellung, schwarze Musiker seien im wesentlichen auf den Groove abonniert. Später sprach man dann vom »Magischen bzw. Phantastischen Realismus<« der - nach seinem sensationellen Erfolg mit *Hundert Jahre Einsamkeit* - durch Gabriel Garcia Márquez verkörpert sein sollte. Daß einen jedoch gerade im lateinamerikanischen Kontext sehr schnell die Realität einholt und meistens bzw. für die meisten nicht viel Magisches bleibt, ist eine Erkenntnis, die nicht wenige der zahlreichen Aktivitäten Garcia Márquez' erklärt: Derzeit leitet er einen Workshop für junge lateinamerikanische Journalisten, gibt Seminare am von ihm mitgegründeten Institut des Lateinamerikanischen Films in Havanna und hat mit seinem neuesten Roman *Nachricht von einer Entführung* eine ernüchternde Röntgenaufnahme kolumbianischer Realität veröffentlicht.

Auf den ersten Blick irreführend ist die Bezeichnung »Roman«, handelt es sich bei *Nachricht von einer Entführung* doch um eine aus unzähligen Interviews resultierende journalistische Reportage. Das Geschehen spielt 1990, zu Beginn der Amtszeit des damaligen Präsidenten César Gaviria, als Pablo Escobar, der berüchtigte Chef des Medelliner Drogenkartells, durch *eine sensationelle E*ntführungsserie die kolumbianische Öffentlichkeit schockierte. Mit Hilfe der zehn Entführten *(größtenteils wa*ren es Journalisten) wollte Escobar Druck auf die Regierung ausüben. Gegenstand der Verhandlungen war die Angst der Drogenbosse, in die USA ausgeliefert zu werden, wo sie drastischere Haftstrafen bzw. -bedingungen erwarteten. Die »Narcos« des Medellin-Kartells waren eine »Schattenmacht« mit einem eigenen Firmennamen: »Die Auslieferbaren«. Schließlich gelingt es, durch die Vermittlung eines populären TV-Predigers, akzeptable Haftbedingungen für Escobar und seine Gefolgsleute auszuhandeln. Der Rest ist Geschichte: Die überlebenden acht Geiseln werden freigelassen, Escobar geht ins Gefängnis, später wird er auf der Flucht von Polizisten erschossen.

Garcia Márquez hat als Journalist, Drehbuchautor und Romanschriftsteller gearbeitet, was man seinem neuesten Buch anmerkt. Das Geschehen entfaltet sich aus den unterschiedlichen Perspektiven der einzelnen Betroffenen, in rasanter Schnittfolge, unter Zuhilfenahme filmischer Montagetechniken wie Überblendung und Gleichzeitigkeit. *Nachricht von einer Entführung* ist nicht nur die Vivisektion einer Entführung mit allen psychologischen Implikationen, sondern auch ein komplexes Panorama einer Gesellschaft, deren Realität im wesentlichen aus unterschiedlichen Formen von Gewalt besteht. Als Subtext zieht sich durch den ganzen Roman das alte Márquez'sche Thema der Macht, verkörpert durch die wie ein Schatten über den Ereignissen liegende dämonische Präsenz Escobars.

Die besten Romane schreibt jedoch die eingangs erwähnte »wunderbare (kolumbianische) Wirklichkeit« selbst: Kurz nachdem er das fertige Romanmanuskript seinem Verleger zugeschickt hatte, informierte man Márquez, daß der Bruder des ehemaligen Präsidenten Gaviria entführt worden sei. In einem an die Medien gerichteten Schreiben forderten die Entführer die Präsidentschaft Gabriel Garcia Márquez' mit den Worten: »Gabo, let us tell you, with a lump in our throats: Nobel, please save the fatherland!.

Mario Vargas Llosa: Tod in den Anden. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1996, 384 Seiten, 49,80 Mark

Begeben wir uns für einen Augenblick »Way back in the *1960s«,* um mit einem Song der Incredible String Band zu sprechen. Da soll ja, wie viele Ältere behaupten, manches besser gewesen sein. Auf Mario Vargas Llosa jedenfalls trifft das uneingeschränkt zu. Innerhalb von nur sechs Jahren veröffentlichte der *1936* in Peru geborene Autor mit *Die Stadt und die Hunde (1963), Das grüne Haus (1966)* und dem monumentalen Diktatorenroman *Gespräch in der Kathedrale(1969)* drei Romane, die nicht nur äußerst facettenreich und komplex unterschiedliche Aspekte der gesellschaftlichen Realität Perus einfingen, sondern vor allem hinsichtlich ihrer formalen Gestaltungsmittel einzigartig waren und einen der fulminantesten literarischen Starts eines Nachkriegsschriftstellers darstellten. Besonders in *Das grüne Haus,* das völlig zu Recht mit dem nur alle fünf Jahre für das beste Buch in spanischer Sprache verliehenen Rómulo-Gallegos-Preis ausgezeichnet wurde, gelang dem Autor eine geniale Synthese verschiedener Erzählstränge und -perspektiven.

Zu dieser Zeit war Vargas Llosa noch mit Gabriel Garcia Márquez befreundet und wie dieser glühender Apologet der kubanischen Revolution. Anläßlich der oben erwähnten Preisverleihung hielt er eine zornige Rede unter dem Titel »Die Literatur ist Feuer«, in der sich folgender prophetische Satz findet: »Aber in zehn, zwanzig oder fünfzig Jahren wird auch in unseren Ländern, wie jetzt in Kuba, die Stunde der sozialen Gerechtigkeit schlagen, wird ganz Lateinamerika sich von der Herrschaft befreit haben, die es ausplündert.«

Ein entscheidender Wendepunkt im politischen Denken Vargas Llosas bedeutete die Affäre Padilla, die *1971 zu* einer Spaltung der lateinamerikanischen Intellektuellen beitrug. (Herberto Padilla war ein damals vorübergehend festgenommener kubanischer Dichter, der sich nach seiner baldigen Freilassung einer öffentlichen Selbstkritik unterzog.) Seine Abkehr von linken Positionen läßt sich anfangs auch noch als schleichender Desillusionierungsprozeß lesen. Besonders in den später unter dem Titel *Gegen Wind und Wetter* zusammengefaßten politischen Essays der siebziger und frühen achtziger Jahre treten die (ansatzweise noch nachvollziehbaren) Ressentiments und Verbitterungen gegenüber vielen opportunistischen linken Intellektuellen als Ursache seines politischen Umschwungs mehr oder weniger deutlich zu Tage.

Daß der einstige Castro-Anhänger jedoch später zu einem naiven Papagei des Internationalen Währungsfonds' und Thatcher-Sympathisanten mutieren sollte, konnte damals noch keiner ahnen.

Vargas Llosa beläßt es jedoch nicht bei seiner Rolle als sogenannter »Streitbarer Intellektueller«: *1990* kandidiert er bei der Präsidentschaftswahl - »nicht aus Neigung, sondern ausschließlich aus Gründen der Moral ... Die Lage meines Landes läßt mir im Augenblick keine andere Wahl« - für das liberal-konservative Parteienbündnis FREDEMO und verliert nach einer Stichwahl nur knapp gegen Fujimori. Gerade in den während des Wahlkampfes geführten Interviews wird die spöttische Bemerkung der spanischen Autorin Maruga Torres, Vargas Llosa sei einmal der Flaubert der peruanischen Literatur gewesen und nun der Julio Igleslas der peruanischen Politik geworden, verständlich. Längst hat sich Vargas Llosa zum fanatischen Apologeten eines ungehemmten Kapitalismus gewandelt, der in einer Rede auf dem World Economic Forum in Davos den Westen aufforderte, politisch »ungezogene« lateinamerikanische Staaten wirtschaftlich zu strafen.

Auch literarisch ging es nach einigen gelungenen humoristischen Romanen wie *Tante Julia und der Kunstschreiber(1977)* mehr und mehr bergab. Diese Entwicklung findet auch mit seinem letzten Roman *Tod* 1 . *n den Anden* kein Ende. Die Geschichte spielt in einem kleinen Dorf in den Anden, wo der bereits aus früheren Romanen bekannte Korporal Lituma zusammen mit dem jungen Gendarmen Toms Carreno den Bau einer Straße überwachen soll. Die beiden Polizisten versuchen das rätselhafte Verschwinden dreier Männer aufzuklären, stoßen bei den wortkargen indianischen Arbeitern jedoch nur auf Mißtrauen und Angst. Immer unklarer wird, ob die drei Männer von den Terroristen des Sendero Luminoso, der das Gebiet kontrolliert, entführt oder aber den Apus, den Berggöttern, geopfert wurden. Durch diesen aus drastischer Gewalt seitens des Sendero Luminoso, Kannibalismus und indianischer Vulgärmythologie bestehenden Kramladen tappt der Autor wie ein linkischer Tanzbär. *Tod i . n den Anden* verhält sich zu Vargas Llosas früheren Romanen wie Easy Listening zu Strawinsky: Kein Kunstgriff aus der Trickkiste der literarischen Moderne, mit dem der Autor nicht auch noch seine folklorlstisch aufgemotzte Kriminalhandlung befrachtet hätte, kein indianischer Mythos, der nicht grell ausgeleuchtet als kitschiges Detail Verwendung gefunden hätte. Die Charaktere wirken wie aus der Augsburger Puppenkiste, und der Wirt der Dorfkneipe, Sinnbild rauschhafter Gleichheit, heißt natürlich Dionisio. Abgerundet wird diese Mischung aus indianischer Archaik und politischer Realität durch die Erzählung des Gendarmen Carreno von seiner Liebe zu der Prostituierten Mercedes, der zu guter Letzt ein Happy-End beschert wird.

Vor zwanzig Jahren hätte Mario Vargas Llosa den Nobelpreis für Literatur verdient. Im Oktober wird Vargas Llosa nun in der Frankfurter Paulskirche der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels *1996* verliehen. Mehr muß und mehr kann wohl nicht gesagt werden.

Literatur-Konkret 1996, S. 38

Michael Rudolf

Weg vieler Iren

Rezension

Dónall McAmhlaigh: Das Alphabetagam. Getreuliche Lebensbeschreibung des Dichters Schnitzer O'Shea. Aus dem Irischen ins Englische gebracht vom Autor; aus dem Englischen übersetzt von Hans-Christian Oeser. Rotbuch, Berlin 1996, 240 Seiten, 18,90 Mark

Zu allem Überfluß erkiest die noch überflüssigere Frankfurter Buchmesse eines Landes Literatur zu ihrem jährlichen Schwerpunkt, und wie üblich suchen die Verlage ihre Backlisten nach eins-zwei Bleibüchern ab, die jetzt endlich nicht mehr verramscht werden müssen. Heuer ist Irland an der Reihe. Die Kitschpubs wittern Abendluft und hoffen auf Absatz ihrer eingedeutschten Stoutbiere - die dann von Leuten getrunken werden, die 3 Mio. Werst von der Einsicht entfernt sind, es handle sich bei den Iren keineswegs um Zeitgenossen, die ihre Zeit damit verbrächten, romantisch die Luft anzugucken.

Wir widmen uns lieber dem schönen Roman des *1989* verstorbenen Dónall McAmhlaigh, der als Satire auf den britischen Literaturbetrieb annonciert ist. Der Protagonist mit dem reichlich verschrobenen Namen Schnitzer O'Shea gibt sich wenig Mühe, ein solcher zu sein, und doch ist es höchst amüsant, ihm bei seinen Kapriolen zu folgen.

Er geht den Weg vieler Iren, löhnt irgendwo auf dem Bau in irgendeinem Kaff in England, macht sich als Eigenbrötler die Kollegen und als politisch Desinteressierter die Gewerkschaft zu Feinden. Daneben plagt er die Öffentlichkeit mit willkürlich ausgestoßenen Vokabeln, in denen er Gefallen findet und penetriert seine Bekanntschaft mit obsessiven Fragestellungen. Außerdem schreibt er Gedichte in Gälisch. Bis das Unheil in Person eines gälischen Sprachpflegers über ihn hereinbricht, der seine Gedichte zum Druck befördert. Unverzüglich avanciert er zum Hätschelkind der als höchst fragwürdig geltenden Wiederbelebung des irischen Nationalismus inklusive aller Absonderlichkeiten, in die er sich versteigt. Schnitzer beweist Naturtalent als Talkshow- und Interviewgast etc., ohne daß ihm die mäßig vorteilhaften Veränderungen seiner Umgebung übermäßig nahegingen. Das mag dem Literaturbetrieb als Marotte hinreichen, dauerhaftes Interesse vermag er an einem derartigen Regelverletzer kaum aufzubringen. Als wirklichem Outlaw wird ihm Koketterie und Mache vorgeworfen von Leuten, für die nur eine Rolle spielt, wer eine Rolle spielt. Schnitzer zieht es vor, sich zurückzuziehen, läßt seiner progressiven Verwahrlosung freien Lauf, lebt von Lebensmittelabfällen und wird, Gipfel allen Unglücks, in Verbindung mit einem geplanten IRA-Attentat gebracht und auf stolze 15 Jahre verknackt, die ihm offensichtlich willkommen sind, um der Pressemeute wenigstens auf diese Weise entkommen zu können.

Man muß kein Kenner sein, um die dem Buche innewohnende Komik gustieren zu können. Funkelnde Dialoge, Wortwitz und die, wie sagt man gleich, typisch irische Erzählweise stehen da für sehr Bemerkenswertes. Es spricht vieles für eine Literatur, deren beste Blüten man sogar in der Übersetzung von Annemarie und Heinrich Böll zu ertragen bereit ist, um mit Flann O'Brien ein prominenteres Beispiel anzuführen. Auch bei McAmhlaigh wimmelt es von Wendungen, die uns bei der Erweiterung unseres aktiven Wortschatzes wie gerufen kommen.

Literatur-Konkret 1996, S. 40

Matthias Altenburg

Naßforsch und knochentrocken

Rezension

Javier Marias: Mein Herz so weiß. Aus dem Spanischen von Elke Wehr. 360 Seiten, Klett-Cotta, München 1996, 36 Mark

Man hätte jenem hinlänglich bekannten Kritiker, dessen Name hier weder genannt werden muß noch soll, als er im Fernsehen den neuen Roman von Javier Marias lobte, gerne ein Glas Wasser gereicht, auf daß er - der Kritiker - wieder zu sich komme und sich nicht zum wiederholten Male zwischen ein Buch und dessen mögliche Leser stelle. Stattdessen wurde superlativiert auf Teufel komm raus, und als er dann rauskam - der Teufel -, hieß er Vorurteil und nahm dem gutwilligen, aber nun auch eingeschüchterten Zuschauer die Möglichkeit, sich unvoreingenommen oder auch nur im Vollbesitz seiner Sinne, einem Roman zu nähern, der nicht nur Bewunderung, sondern auch Kritik verdient. Aber die Botschaft des Fernsehens hieß in diesem Falle: Wer nicht bewundert, ist ein Depp, und so strömten in den folgenden Wochen *170.000* Käufer in die Buchhandlungen und baten, bewundern zu dürfen, was sie womöglich nicht einmal verstehen wollten. Sie sprachen den Namen eines Autors, den sie nie zuvor gehört oder gelesen hatten, mit Ehrfurcht aus, weil sich zuvor die versammelte Kritik in den Staub geworfen hatte.

»Einer der wichtigsten Romane... hinreißend stark... einer der größten im Augenblick lebenden Schriftsteller der Welt... ein geniales Buch... ein ganz großes Meisterwerk«, SO Stammelte, lispelte, tremolierte unser oben nicht genannter Kritiker, und der Rest der Rezensenten tat es ihm nach. Wenn die hochbezahlten, oft aber auch ein wenig denkfaulen Feuilletonisten so geschlossen und willfährig vor einem Roman in die Knie gehen, ist Mißtrauen angebracht, und der Verdacht liegt nahe, man habe es mit einem Rätselbuch für die gebildeten Stände zu tun, mit einem Dreihundertsechziggroschenroman für Menschen mit Abitur - intelligente Unterhaltung nennt das dann der Hund, und die Verleger reiben sich die Hände.

Aber nein, ich sage nicht, dies sei ein schlechtes Buch, ich sage nur, es hat mir nicht so gut gefallen wie den anderen. Seine Sprache ist mir zu umständlich (sie hat jene Eloquenz, für die man in Abituraufsätzen eine Eins erhält), sein Aufbau zu kalkuliert (ohne wirklich schlüssig zu sein), der Blickwinkel des Erzählers zu eng (obwohl er es anders vorgibt), und zu viele seiner Sätze sind redundant, geschwätzig, überflüssig. Es gibt absurde Steigerungen, so, wenn von der »routinemäßigsten Existenz« oder von den »ungeahntesten Problemen« die Rede ist. Und es gibt Sätze, die man nicht versteht: »Vielleicht, dachte ich, hatte sie sich gefärbte Haftschalen schenken lassen, ihres mangelhaften Sehvermögens wegen.« Das sagt der Erzähler über eine ihm unbekannte Frau, die er vom Balkon seines Hotelzimmers aus beobachtet und über deren Augenfarbe er sich wundert. Warum, möchte man fragen, sollte sie sich die Haftschalen nicht gekauft haben? Warum sollte sie, wenn ihr Sehvermögen mangelhaft ist, gefärbte Haftschalen tragen? Und warum sonst, wenn nicht wegen ihres mangelhaften Sehvermögens, sollte sie Haftschalen tragen? Um ihre Augenfarbe zu verändern? Vielleicht, vielleicht auch nicht. Der Satz hätte heißen können und müssen: »Vielleicht, dachte ich, trug sie gefärbte Haftschalen.« Doch was hilft es noch, Bedenken zu äußern, da die Fliegen ja längst Platz genommen haben.

Weil die Moderne nicht mehr modern ist, wirkt auch dieser Roman ein wenig oldfashioned und so, als wolle er jenen, die sich heute nicht mehr zurechtfinden, noch einmal vorgaukeln, alles sei noch so traulich verwirrt, so gemütlich beliebig, wie es damals war, als Dalis Uhren in der Sonne tropften, als Vladimir und Estragon vergeblich warteten und als ein Trupp französischer Philosophen die Musik dazu spielte. Da wird gegrübelt und mit Paradoxa gefuchtelt, da wird naßforsch behauptet und knochentrocken geschlaumeiert, so daß man dem Erzähler (der uns immer wieder erzählt, daß man nicht erzählen dürfte) zurufen möchte: »Erzähl, um Gottes und unser Willen, erzähl weiter, du kannst es, aber bitte, hör endlich auf zu räsonieren!«

Und dennoch, trotz allen fremden Lobes und aller eigenen Kritik, dies ist kein schlechtes Buch, denn ich habe einen kurzen Lieblingssatz gefunden, der deshalb so schön ist, weil er bei sich bleibt, weil er nicht will, was über ihn hinaus ginge, und weil uns der Autor für einen Moment mit seinen vagen Gedanken verschont: »Der Mond war fleischig, und die Luft stand still«. Na also, es geht doch.

Literatur-Konkret 1996, S. 41

Gerhard Henschel

Ohne Finten

Rezension

Björn Larsson: Long John Silver. Der abenteuerliche Bericht über mein freies Leben und meinen Lebenswandel als Glücksritter und Feind der Menschheit. Berlin Verlag, Berlin 1996, 480 Seiten, 44 Mark

An der *Schatzinsel* hat Robert Louis Stevenson nur mit großen Unterbrechungen arbeiten können. Dem Roman ist nichts davon anzumerken. Er ist perfekt konstruiert, glänzend geschrieben, spannend und voller Zauber. Auch in durchtrainierten Stubenhockern kann das Fernweh erwachen, wenn Jim Hawkins, Mr. Trelawney und Dr. Livesay ausziehen, den Schatz des Piratenkapitäns Flint zu finden, Meuterern mit knapper Not entkommen, selbst den gefürchteten Seeräuber John Silver bezwingen und sich wohlhabend und triumphierend auf die Heimreise machen. Am Ende ist alles in bester Ordnung. Auch Stevenson ist Flints Schatz zugutegekommen: »Der Roman scheint viel Vergnügen bereitet zu haben, und er brachte - oder war das Mittel dazu - Feuer, Wein und Nahrung für eine würdige Familie, die mir sehr am Herzen lag. ich brauche kaum zu sagen, daß es meine eigene war.«

Der schwedische Schriftsteller Björn Larsson hat die Gegenrechnung aufgemacht. Stevenson ließ Jim Hawkins seine Geschichte erzählen; bei Larsson kommt John Silver zu Wort und erstattet den *abenteuerlichen Bericht über mein freies Leben und meinen Lebenswandel als Glücksritter und Feind der Menschheit.* Der Roman hält, was der Untertitel verspricht. »Schluß mit Bluff und blauem Dunst. Zum ersten Mal offene Karten, nur die Wahrheit, von Anfang bis Ende, ohne Hintergedanken und Finten.«

Für Gott und die Welt, für die Krone, die Christen, die Kapitäne von Gottes Gnaden, für die Henker und Sklavenhändler und ihren ehrbaren Lebenswandel hat Larssons Silver nur Verachtung übrig. Noch als Kind entgeht er nur mit Glück den Preßtruppen der Flotte: »Die Hälfte derer, die man zum Dienst in der Flotte zwang, kam niemals zurück. Sie starben, als ob sie niemals gelebt bitten.« Unter fremden Befehl will John Silver sich nicht stellen, aber er hat wenig Glück, wird als Meuterer denunziert, als Mörder gejagt, gekielholt, in Ketten gelegt und als Sklave verkauft. Doch er kann sich immer wieder befreien. Zunächst als Schmuggler, später als Quartiermeister auf Piratenschiffen verschafft er sich Respekt und Unabhängigkeit.

Und den Spitznamen »Barbecue«, zu dem er durch einen ausgesucht grausamen Akt der Rache gelangt. Er nimmt sie an jenem Mann, der ihm bei m Entern ins Bein schoß, so daß es abgesägt werden mußte - eine Episode, die in Eindringlichkeit den Schilderungen des Schreckens in Edgar Allan Poes *Arthur Gordon Pym* kaum nachsteht. Das Kapitel schließt mit den Worten: »Schwerfällig setzte ich mich auf den Strand, und als ich schließlich einschlief, umwehte mich der Geruch von verbranntem Menschenfleisch und gerösteter Stiefelsohle. Einer einzelnen Stiefelsohle.<~

Was er tun muß, um zu überleben, ist Larssons Long John Silver einerlei, doch die gesetzestreuen Untertanen sind ihm ethisch und moralisch keineswegs überlegen. Für die zahllosen, unter entsetzlichen Bedingungen transportierten Sklaven kreuzen die Piraten in Silvers Bericht immer wieder als letzte Rettung auf. John Silver, sagt Dr. Livesay in der *Schatzinsel,* sei >ein außerordentlicher Mensch«, und Smollett, der Kapitän der »Hispaniola«, erwidert: »Er würde sich außerordentlich gut auf einer Rabe baumelnd ausnehmen, Sir.« Wer den Lebensbericht des einbeinigen Glücksritters John Silver kennt, wird für den Baron Trelawney und Dr. Livesay, mit ihren gepuderten Perücken und der schnarrenden Arroganz ihrer Klasse, nie mehr Partei ergreifen. Jim Hawkins steht auf einmal als altkluger Schnösel da, der einen verwegenen, unbeugsamen Freibeuter auf der Schatzinsel in die Scheiße reitet und ihn um seinen hochverdienten Lohn bringt. Liest man anschließend Stevensons Roman noch einmal, tritt John Silver in überraschend neuem Glanz hervor.

Literatur-Konkret 1996, S. 42

Hermann Kant

Chappi im Chili con Carne

Rezension

Uwe Timm: Johannisnacht. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1996, 288 Seiten, 36 Mark

Birgit Vanderbeke: Friedliche Zeiten. Rotbuch Verlag, Hamburg 1996, 144 Seiten, 29,80 Mark

Wenn das Buch nicht von Uwe Timm gewesen wäre, hätte ich es nach dem ersten Satz zugeklappt. Noch ein Schreiber, dachte ich, der uns wissen läßt, daß ihm kein erster Satz einfällt. Eine literarische Massenbewegung, an der ich mich mit dem Anfang der *Aula* beteiligte.

Aber das Buch war von Uwe Timm, und so etwas klappt man nicht zu, wenn man es gut mit sich meint und von Literatur Vergnügen und anderen Gewinn erwartet. Scheute ich nicht den Weg in die Bibliothek, läse ich sogar die Doktorarbeit dieses Autors. Und sei es nur, um mich über das Absurditätenproblem, von dem sie handeln soll, wie der Verlag Kiepenheuer & Witsch stolz verkündet, ins Bild zu setzen.

Uwe Timm ist ein großer Ins-Bild-Setzer. Ins Zeitbild. Und in den Zeitgeist auch. Wer, um ein anderes jener Bücher zu nennen, auf denen mein Vertrauen für diesen Kollegen fußt, wer *Die Entdeckung der Currywurst* gelesen hat, weiß, wie Hamburg zu einer bestimmten Nachkriegszeit schmeckte, roch, aussah und sich anfaßte. Wer aber wissen möchte, wie sich die vorerst nur so genannte Bundeshauptstadt Berlin ausnahm, als sie von Christo eingewickelt wurde, der begebe sich in den Roman *Johannisnacht* von Uwe Timm. Welchletzteren ich einen überaus soliden Erzähler nennte, wüßte ich nicht, daß solches Lob bei manchem Leser ins Auge geht.

Phantasie kann jeder, und Timm kann sie schon gar. Seine hält sich an Realien. Bei ihm sind die Horrorschlösser ins Grundbuch eingetragen. Die Paranoia wirtschaftet mit Haarschnitten, Telefoneinheiten, Taxifahrern, Tante-Ernma-Läden, Zettelkästen, der Kulturgeschichte der Kartoffel und Telefonsex, der so recht keiner zu sein scheint. Ein meschuggenes Kapitel spielt, wie das heißt, beim Frisör, von dem über alle anderen lebensrettenden Regeln hinaus zu erfahren ist, daß man sich vom Ossi keinen Stützschnitt schneiden läßt.

Johannisnacht meldet einen Alltag, der nur noch seinem Verfasser auffällt. Und dank seiner dann uns: »Ein Mann schob eine elektrische Maschine vor sich her, die festgetretene Kaugummis vom frischverlegten Granit abschmirgelte.« Timms Werke gehörten als verläßlicher Bescheid über des Menschen derzeitige Werke in eine der Blechbüchsen gelötet, die man im Fernsehen sieht, wenn Oberhäupter künftigen Ruinen feierlich Grundstein legen.

Dieser Roman, der just zu einer Zeit erscheint, da alle Welt unter Christos behutsamer Anleitung wieder von Christo redet, redet herrlich an Christo vorbei. Ein Reiseführer für alle, die heil von einem Ort zurückkehren wollen, an dem man, wenn man Glück hat, laut *Johannisnacht* außer schwarzen Bohnen auch Chappi im Chill con carne finden kann.

Mit ganz anderen Gruseligkeiten und ganz anderer Erzählmethode wartet das fabelhafte Prosastück *Friedliche Zeiten* von Birgit Vanderbeke auf. Familiengeschichte, Zeitgeschichte, Geschichte - scheinbar kunstlos und wahrhaft kunstvoll überliefert aus Heranwachsendenmund. Wer meint, herangewachsen oder gar erwachsen zu sein, kann bei der Autorin Vanderbeke, auf die wir uns alle mit großen Erwartungen einrichten sollten, nachlesen, was in den Augen seiner/ihrer Kinder von ihm/ihr übrigbleibt, wenn nämliche Kinder - wohl die meistunterschätzten Lebewesen dieser Erde - der Ehe ihrer Erzeuger, Ernährer, Erzieher lange genug zugesehen haben.

Mißverständnisse zu vermeiden: Weder Vater- noch Mutter- noch Kindesmordes wegen wird in diesem Rotbuch ermittelt. Man kriegt es nur mit alltäglichstem Herzbeben zu tun. Mom and Pop werden nicht als Monster entlarvt; es genügt, sie zu Protokoll zu nehmen. Hier handelt es sich um Eltern, Eheleute, Zeitgenossen wie du und ich, und Vanderbeke schafft es fast nebenhin, daß sich Familie als banalste Gelegenheit erweist, sich immerfort zu blamieren. Das geht in *Friedliche Zeiten* ohne alle denunziatorische Absicht vor sich, ohne Einschlag von Addams Family und bei immerwährender Anwesenheit jener gehaltvollen Mixtur, die Kindesliebe heißt.

Bei der Wahl ihrer Erzählmittel beweist die Verfasserin beachtliche künstlerische Konsequenz. Zum einen legt sie der Berichterstatterin nur Wörter in den Mund, die - leicht gefordert und elend schwer getan - auch hineinpassen und dennoch zur Benennung jederlei Sachverhalts taugen. Zum anderen fand sie ihrer Geschichte eine Spiralform, durch die sich - nur zum Beispiel - natürliches, aber ungeübtes Erzählen mit seinen ständigen Wiederholungen in ein bedacht motivisches verwandelt.

Da ich mich auf die Empfindlichkeit meiner Gildennachbarn halbwegs verstehe, schicke ich dem folgenden die Beteuerung voraus, ich wolle die vorliegende Leistung Birgit Vanderbekes um Himmels willen nicht schmälern, wenn ich ihr mit der

Forderung nach einer anderen komme. Aber: Verehrte Frau Kollegin, ideell kann es kaum einen größeren Gegenstand als den von Ihnen gewählten geben. Und dennoch meine ich: Sie müßten sich jetzt an eine sozusagen gesellschaftlichere Materie wagen. Wer so wie Sie in *Friedliche Zeiten* über Kriege und das, was Menschen über diese reden, zu schreiben weiß, ist für alle Kämpfe gut - suchen Sie sich einen aus, es hat ja keinen Mangel. Aber an solchen wie Sie hat es Mangel. Wer was weiß, muß laufen, und wer schreiben kann, muß es tun.

Literatur-Konkret 1996, S. 43

Günter Giesenfeld

Beiläufiger Rassismus

Rezension

Duong Thu Huong: Roman ohne Titel. Horlemann, Bad Honnef 1995, 304 Seiten, 38 Mark

Irgendwann vor dem 30. April 1975 in Vietnam. Die US-Armee hat sich nach dem Pariser Abkommen offiziell aus Vietnam zurückgezogen, und die von ihnen ausgerüstete Armee des südvietnamesischen Diktators Thieu löst sich auf. Die Einheiten der nordvietnamesischen Armee sind auf dem Vormarsch in den Süden. Mit ihr durchquert der junge Kompanieführer Quan, meist zu Fuß, die Berg- und Dschungelgebiete des vietnamesischen Hochlandes, und mit der Schönheit dieser Landschaften erschließt sich ihm zugleich die Grausamkeit des Kriegs. Schließlich kommt er mit seiner Einheit, von der inzwischen die meisten gefallen sind, in der Ebene an: Der Sieg steht unmittelbar bevor, aber er ruft bei Quan und seinen Freunden keine Begeisterung hervor: »Trotzdem ist alles irgendwie traurig.«

Den Sieg selbst erleben wir nicht mit, nur ein Besäufnis der Soldaten im eroberten feindlichen Stützpunkt und einen Wettbewerb, wer am längsten pissen kann. Auch die eigentlichen Kämpfe werden fast demonstrativ ausgeblendet: »Unsere Schlacht verlief vortrefflich«, heißt es lakonisch. Soweit die Autorin uns an ihr teilhaben läßt, ist Quans, des Ich-Erzählers Neugier äußerst selektiv, sie gilt vor allem anscheinend nebensächlichen Ereignissen, indirekten Auswirkungen dieses Krieges auf die Moral und Menschenwürde seiner Soldaten: gräßlich verstümmelten Leichen, Skeletten von Verhungerten, den sexuellen Nöten der Männer und Frauen, der geistigen Verwirrung bei denen, die das alles nicht mehr verarbeiten können. Einmal erschießen die Soldaten, als sie einen Affen jagen, aus Versehen einen ihrer Kampfgenossen. Ein anderes Mal eröffnen sie das Feuer auf die eigenen Einheiten.

Diese breit ausgemalten Bilder des Grauens wechseln ab mit Schilderungen der alltäglichen Entbehrungen und bescheidenen Vergnügungen der Soldaten. Aber Solidarität und Kampfesmut erscheinen eher als sinnlos vergeudete menschliche Energie, beruhend auf den Effekten einer intensiven Kriegspropaganda, die in Rückblenden als lächerlich und heuchlerisch dargestellt wird. Der Befreiungskampf wird, in direktem Widerspruch zu den militärischen Erfolgen, parallelisiert und gleichgesetzt mit einem psychischen und moralischen Auflösungsprozeß.

In einem solchen Kontext stellt Quan, stellen die Schicksale der Romankämpfer implizit die Frage nach der Diskrepanz zwischen den erbrachten Opfern und den Resultaten, nach dem Preis für den Sieg, ja dem Sinn des Befreiungskriegs überhaupt. Klischeehaft gezeichnete Partei- und Militärführer, die zynisch den patriotischen Freiheitsdrang des Volkes manipulieren, legen die nicht ausgesprochene Antwort nahe. In der konsequent eingehaltenen Perspektive eines Individuums, dem von solchen Führern nur Entbehrungen und Selbstlosigkeit abverlangt werden, geraten diese in die Nähe des Gegners, verschmelzen mit ihm zum abstrakten Urheber des Krieges. »... als die Kolonialisten mit weißer Haut vertrieben waren, ist da nicht gleich eine neue Clique herangewachsen, die hinterhältigen Wichtigtuer mit gelber Haut?«.

Bis hin zum beiläufigen Rassismus gehen die Parallelen dieser Schilderung zu einschlägigen Vietnam-Kriegsdarstellungen aus den USA. Wie bei Rambo die Niederlage zum Sieg, so wird hier der Sieg zur Niederlage umgedeutet. Ausgespart ist der historische Gegner als Person oder Personengruppe, ausgespart ist damit jeglicher historischer Diskurs über den Krieg.

Was als Ausdruck eines vietnamesischen Vietnam-Traumas bezeichnet werden könnte, hat aber nicht, wie die meisten amerikanischen Beispiele, einen revanchistischen Kontext. implizite Charakterisierungen der gegenwärtigen Führung als inkompetent und korrupt, die von den europäischen Vermarktern und Vereinnahmern der Autorin in den Vordergrund gerückt werden, sind zum einen im Roman eher beiläufige Bemerkungen, zum anderen längst gängige Lamentation in Parteitagsreden.

Duong Thu Huong, die in Hanoi lebt und schreibt, hat einen Antikriegsroman von hoher literarischer Qualität vorgelegt (die leider in der deutschen Übersetzung beeinträchtigt erscheint durch schlechtes Deutsch, viele Unklarheiten und Fehler - was ist z.B. ein »Recyclinglager«?). Auch wenn sich Parteifunktionäre mit legalen und illegitimen Mitteln dagegen wehren, so hat sich eine auch durch diesen Text repräsentierte Richtung inzwischen längst auf der literarischen Szene Vietnams etabliert. Gegenüber einer heroisierenden Memoirendichtung, die dominant war, wird durch sie ein wichtiger, bislang geleugneter Teil der heldenhaften Vergangenheit ins Licht gerückt. Es ist ein Schritt hin zur Normalität, ausgreifend erst einmal in die Einseitigkeit des anderen Extrems. Aber die Frage, was geschehen wäre, hätten sich die Vietnamesen nicht gewehrt in den ihnen aufgezwungenen Kriegen, bleibt offen.

Literatur-Konkret 1996, S. 44

Justus Wertm□ller

Volksfeinde

Rezension

Taner Akcam: Armenien und der Völkermord. Die Istanbuler Prozesse und die türkische Nationalbewegung. Hamburger Edition, Hamburg 1996, 400 Seiten, 48 Mark

In den Jahren 1918-20 kam es in der besiegten und teilweise von den Alliierten besetzten Türkei zu einer Reihe von Strafverfahren gegen die Führer der von 1908-1918 regierenden jungtürkischen Partei Ittihat ve Terakki und hohe Verwaltungsbeamte. Angeklagt wurden sie wegen ihrer Beteiligung an den Massakern an den besonders in Ostanatolien lebenden Armeniern. Daß sich türkische Gerichte dieser Aufgabe überhaupt unterzogen haben, war allein der Hoffnung auf Erhalt der staatlichen Souveränität geschuldet, denn die Aburteilung der Verantwortlichen am Armeniermord hatten die Alliierten bereits 1915 zum Kriegsziel erklärt. Während sich die Richter alle Mühe gaben, die unmittelbare Verantwortung der Ittihat ve Terakki für die Massenmorde nachzuweisen, genossen die Mörder die ständig wachsende Sympathie großer Teile der Bevölkerung und der sich herausbildenden zweiten Staatsmacht, der Nationalbewegung des späteren Republikgründers Atatürk. Die drei 1919 vollstreckten Todesurteile gegen Landräte führten zu Massenkundgebungen, auf denen die hingerichteten Mörder als »große Märtyrer der Türken« und »unschuldige islamische Märtyrer« gefeiert wurden. Kein Wunder, mehr ,als eine Million Armenier, die *1□ 15/16* ermordet wurden, waren in den Jahren vor dem Krieg und unmittelbar nach den Niederlagen an der russischen Front im Januar *1□ 15* als Volksfeinde erster Ordnung bezeichnet und offensichtlich auch von der Bevölkerungsmehrheit so angesehen worden. Und: Die Morde waren, obwohl zentral geplant, keineswegs allein die Tat der eigens dazu gegründeten und unter direkter Leitung der Parteizentrale der Ittihat ve Terakki operiernden Teskilat-i Mahsusa (Spezialeinheiten) genannten Mordbanden, sondern gerieten vielfach zu Pogromen durch die einheimische (vorwiegend kurdische) Bevölkerung.

Taner Akcam hat in seinem Buch □ □□ □□□□□ □□□□ □ das Schwergewicht der Analyse auf die Täter und ihre Organisierung des Massenmords gelegt. Er hat sich die Mühe gemacht, große Teile der Gerichtsprotokolle der Hauptverhandlungen ins Deutsche zu übersetzen und damit erstmals diese Dokumente eines kollektiven Verbrechens öffentlich gemacht.

Die Fixierung auf die Haupttäter und die ungekürzte Wiedergabe des häufig ermüdenden und wenig erhellenden Versteckspiels der Angeklagten mit ihren Richtern geht dabei zu Lasten des mit einem Drittel des Gesamttexts äußerst knapp ausgefallenen Kommentarteils. Der enthält die interessantesten Aussagen über den jungtürkischen Nationalismus und seine völkische Turan-Ideologie, die keineswegs nur Sache von Ittihat ve Terakki war, sondern sich fast unbeschadet in die Staatsideologie der türkischen Republik gerettet hat. Zu kurz kommt dabei, daß der jungtürkische Nationalismus zwar eine völkische Homogenisierung im Zeichen des Türkismus anstrebte, als Feind aber zunächst nicht alle Nichttürken ansah, sondern in erster Linie die christlichen Minderheiten - offenbar eine gewichtige Voraussetzung für das massenhafte Mitmorden von Angehörigen nichttürkischer, aber islamischer Minderheiten. Wie islamisch dieser Nationalismus von Anfang an war, zeigt bereits die Zusammensetzung der Teskilat-i Mahsusa. Neben Strafgefangenen wurden diese Mordbanden aus kaukasischen Flüchtlingen (vor allem Tschetschenen), Bosniaken und kurdischen Clans zusammengesetzt.

Literatur-Konkret 1996, S. 45

Gaby Hommel

Außenbilder

Rezension

Jacqueline Giere (Hg.): Die gesellschaftliche Konstruktion des Zigeuners. Zur Genese eines Vorurteils. Wissenschaftliche Reihe des Fritz Bauer Instituts, Band 2, Campus Verlag, Frankfurt 1996, 162 Seiten, 38 Mark

»Lauft schnell ins Haus«, pflegte meine Oma uns Kinder aufzufordern, wenn sie einen der Männer sah, die damals, Ende der fünfziger Jahre, mit Teppichrollen auf der Schulter oder einem Sortiment von Besen und Bürsten beladen, ihre Waren an der Haustür verkauften. Die Mutigsten von uns mißachteten die großmütterliche Anordnung und verbreiteten die Nachricht in der ganzen Siedlung: »Die Zigeuner kommen!« Und während die Nachbarsfrauen die Wäsche von der Leine nahmen, versteckten wir uns mit klopfendem Herzen hinter Hecken und Gardinen, um die geheimnisvollen Fremden zu beobachten. Daß sie kleine Kinder rauben und den bösen Blick besitzen, glaubten wir zwar nicht. Doch stand für uns außer Frage, daß sie anders als andere Menschen sind, ein wildes Leben führen und am Lagerfeuer schlafen, lügen, stehlen und betrügen - abgesehen natürlich von ihren stolzen Anführern, denen die Ehre über alles geht.

Der aufgeklärte Mensch lächelt über derartige Vorstellungen. Dennoch gehen romantische Vorstellungen vom »lustigen Zigeunerleben«, der rassigen Carmen und dem glutäugigen Geigenvirtuosen nach wie vor Hand in Hand mit der Stigmatisierung von Roma als asozial, faul und kriminell. Nach einer Allensbach-Umfrage wollen über sechzig Prozent der Bundesbürger auf keinen Fall mit »Zigeunern« in einem Haus leben. Nicht zufällig entzündete sich das Pogrom von Rostock an rumänischen Roma. Daß ihre generelle Verfolgung nicht über ein »für das Zigeunervolk übliches Maß« hinausgeht oder ihnen »das Wandern in Blut« liegt, sind gängige Begründungen, mit denen Asylanträge von Roma abgelehnt werden. Und wie gehabt werden »Zigeuner« aus Deutschland deportiert; wenngleich der Zielort nicht mehr Auschwitz-Birkenau sondern Skopje oder Bukarest heißt.

Den jahrhundertealten und bis heute fortschreitenden Prozeß, in dessen Verlauf Roma zu »Zigeunern« und damit zum Feindbild einer jeden - dem eigenen Selbstverständnis nach - »zivilisierten« Gesellschaft wurden , beschreibt und analysiert ein Sammelband, den das Fritz Bauer Institut in Zusammenarbeit mit dem hessischen Landesverband Deutscher Sinti und Roma herausgebracht hat. Neben einem kurzen Abriß der Kämpfe von Sinti und Roma um Anerkennung ihrer Rechte in der Bundesrepublik Deutschland und einem Beitrag zum »Modell der Emanzipation und Selbstemanzipation der Juden«, der nur sehr indirekt zum Thema beiträgt, sind fünf Texte enthalten, die sich auf eine Spurensuche des sogenannten »Ziganismus« bzw. »Antiziganismus« begeben. Ines Köhler-Zülch tut dies, indem sie anhand einzelner Beispiele nachweist, daß sich die in verschiedenen Ländern und über lange Zeiträume verbreiteten Geschichten, Sagen und Märchen über »Zigeuner« auf einige wenige, letzlich ungesicherte Quellen zurückführen lassen. Unterstützt und ergänzt werden die Ergebnisse der »Erzählforscherin« durch den niederländischen Historiker Wim Willems, der »Außenbilder von Roma und Sinti in der frühen Zigeunerforschung« untersucht. Herbert Heuß konzentriert seine »Uberlegungen zum Funktionswandel des Zigeuner-Ressentiments« auf eine Betrachtung der Migration von Roma aus Osteuropa in diesem und dem vergangenem Jahrhundert, die jeweils historischen Anlässe und staatlichen Reaktionen. Den Begriff »Antiziganismus« und vor allem seine Verwendung durch die Betroffenen selbst lehnt der langjährige Leiter des Heidelberger Dokumentations- und Kulturzentrums Deutscher Sinti und Roma als »prospektive Fixierung auf einen Status als Opfer« ab.

»Wer den Antiziganismus erklären will, muß den Völkermord an Roma und Sinti meinen«, lautet die These, auf deren Grundlage Franz Maciejewski, ebenfalls wissenschaftlicher Mitarbeiter im genannten Institut, die wesentlichen Elemente von Zigeunerhaß und -verfolgung charakterisiert. Sein aus gutem Grund an den Anfang des Sammelbandes gestellter Beitrag ist insofern programmatisch auch für die übrigen, von Jacqueline Giere zusammengestellten Texte, als er Versuchen, das Stigma des »Zigeuners« durch die »wirkliche Identität« der Roma zu ersetzen, entgegenhält: »Käme es doch gerade nicht darauf an, gegen den Widerstand der schriftlosen Tradition >des Zigeuners< dessen >wahres< Bild zu >retten< vielmehr auf die Anstrengung, die kulturell erzeugten und tradierten Zigeunerbilder als Selbstzeugnisse zu lesen und in ihnen, als seien es Vexierbilder, die Momente der eigenen Fremdheit zu entdecken.«

Literatur-Konkret 1996, S. 46

Jürgen Elsässer

Anti-Goldhagen und Sonderweg

Rezension

Reinhard Kühnl: Deutschland seit der Französischen Revolution. Untersuchungen zum deutschen Sonderweg. Distel Verlag, Heilbromm 1996, 255 Seiten, 32 Mark

Reinhard Kühnl hat die These vom deutschen Sonderweg und der besonderen Aggressivität des deutschen Imperialismus schon in Zeiten verteidigt, als die überwiegende Mehrheit seiner DKP-Freunde noch die USA als »Hauptfeind der Menschheit« denunzierte und vorn »atomaren Holocaust« faselte - das spricht unbedingt für ihn. Deshalb ist es umso niederschmetternder, wie salopp er vor kurzem in der »jungen Welt« Goldhagen abfertigte - da will man sich gar nicht vorstellen, wie der Rest der traditionellen Linken Goldhagen rezipiert. Kühnl: »Es gibt eine >deutsche Sonderentwicklung<. Diese Konzeption ist unverzichtbar, wenn wir den deutschen Faschismus erklären wollen. In der Weise aber, wie sie bei Goldhagen erscheint, wird sie leider vollständig diskreditiert. Ich fürchte, daß man uns demnächst, wenn wir unsere guten Argumente zu den >deutschen Besonderheiten< vortragen, den Goldhagen furchtbar um die Ohren hauen wird.«

Glücklicherweise hat Kühnl einige Wochen vor Goldhagen seine »guten Argumente« zu den Incertitudes Allemandes veröffentlicht, so daß ein direkter Vergleich möglich ist. Der wichtigste Unterschied springt sofort ins Auge: Kühnls *Untersuchungen zum deutschen Sonderweg* enthalten kein einziges Kapitel zur Genese des Antisemitismus in Deutschland - Goldhagens Thema rangiert für Kühnl unter »ferner liefen«. Daß er trotzdem dessen These vom »besonders gefährlichen« Antisemitismus der Deutschen in der »jungen Welt« als »wissenschaftlich unhaltbar« abkanzelte, ist vor diesem Hintergrund kaum akzeptabel. Dem kategorischen Imperativ, daß eine Faschismusanalyse bei Auschwitz zu beginnen und nicht bei Dimitroff zu enden habe, genügt Kühnls Aufsatzsammlung in keiner Weise. Tröstlich ist immerhin, daß er, vergleicht man das aktuelle Buch mit seinem vor zehn Jahren erschienenen *Nation, Nationalismus, Nationale Frage,* das Überblickskapitel zur deutschen Geschichte um die Passagen gekürzt hat, in denen er affirmativ zur nationalbolschewistischen Politik von KPD und SED Stellung nahm.